

8. Jahn-Schwimmen der Deutschen Turnerschaft, Halle/S. 1930



*Außergewöhnliche  
ostpreußische  
Frauen*

*Außergewöhnliche*

*ostpreußische*

*Frauen*

Bärbel Beutner

Titelbild: Fanny Lewald (1811–1889)

---

unveränderter Nachdruck 1996

## *Inhaltsverzeichnis*

---

<i>Regina Protmann</i> .....	Seite 7
<i>Fanny Lewald</i> .....	Seite 21
<i>Annemarie Reimer</i> .....	Seite 44
<i>Anni Weynell</i> .....	Seite 53
<i>Sabine Horn</i> .....	Seite 61

---

*Herausgeber: Landsmannschaft Ostpreußen, Abt. Kultur  
Parkallee 86, 20144 Hamburg*

*Die Drucklegung wurde gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums des Innern*

*Druck Sund Heide*

*Bildnachweis:*

*1. Umschlagseite, S. 14, S. 29 (Archiv Landsmannschaft Ostpreußen);  
S. 21 (Ulrike Helmer Verlag);  
S. 44 (Christa Wank, Dortmund);  
S. 53, S. 57, 4. Umschlagseite (Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg);  
S. 61 (Sabine Horn, Hannover).*

## Vorwort

Fünf außergewöhnliche ostpreußische Frauen sollen in diesem Arbeitsbrief vorgestellt werden. Wann kann man überhaupt von einer außergewöhnlichen Frau sprechen? Viele Schicksale, viele Leistungen, die im Verborgenen bleiben, sind außergewöhnlich, und eigentlich hat jedes einzelne Leben seine Besonderheiten, die es außergewöhnlich machen. Auswahlkriterien bleiben also stets unzulänglich, wenn man nach außergewöhnlichen Menschen Ausschau halten will.

Diese fünf Ostpreußinnen wurden unter dem Gesichtspunkt ausgewählt, daß sie alle ihrer Zeit voraus waren oder sind, daß sie etwas getan haben, was zu ihrer Zeit für eine Frau nicht an der Tagesordnung war. In diesem Sinne muß der Begriff »Emanzipation« wörtlich genommen werden. Sie alle emanzipierten sich, befreiten sich von den Schranken ihrer Herkunft, ihrer Erziehung, des Frauenbildes oder gar Menschenbildes ihrer Zeit. Sie alle mußten ihren Weg mit viel Tatkraft und Energie, hohem Einsatz und oft unter Opfern und Behinderungen gehen. Die Ordensgründerin *Regina Protmann* nahm den Bruch mit ihrer Familie und mit ihrem ganzen gesellschaftlichen Stand auf sich, um ein tätiges Leben in christlicher Nächstenliebe nach ihrer Auffassung zu führen. Die Schriftstellerin *Fanny Lewald* brach mit ihrer jüdischen Herkunft und mehr noch mit der bürgerlichen Lebensart ihrer Familie, als sie sich entschloß, allein zu leben, berufstätig zu sein und auf eine Versorgungsehe zu verzichten. Die Arztfrau *Annemarie Reimer* setzte ihr Interesse an der Technik und am Autofahren durch, zu einer Zeit, als Frauen am Steuer die absolute Ausnahme bildeten. Die Sportlerin *Anni Weynell* begeisterte ihre Zeitgenossen mit ihren grandiosen Schwimm-Erfolgen, als Leistungssport für Frauen noch keine Selbstverständlichkeit war, und außerdem rettete sie 25 Menschen das Leben. *Sabine Horn* schließlich machte als Schwerbehinderte

in ihren schriftstellerischen Arbeiten auf die Situation der Behinderten aufmerksam und wurde durch ihre Tatkraft und ihren Lebensmut zum Vorbild für ihre Leidensgenossen, aber auch für jeden Gesunden.

Sie alle vertraten in ihrer Zeit ungewöhnliche und heute unverändert aktuelle Ansichten über die Rolle der Frau. Mädchen sollen ihrer Auffassung nach die Möglichkeit zur Bildung und zur Berufsausbildung haben, berufstätig sein, politisch interessiert sein, verschiedenste Talente ausbilden und schließlich durch Arbeit und eigenes Einkommen ihre Selbständigkeit erhalten. Diese heute durch Gleichstellungsbeauftragte gesicherten Rechte für Frauen wurden einst hart erkämpft.

Ostpreußen hat viele bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht; auch die Frauen haben durchaus ihren Platz unter den Großen. Meist sind es jedoch Dichterinnen und bildende Künstlerinnen, denen Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Leistungen der Frauen auf anderen Gebieten sind noch gezielt zu bearbeiten.

Viele Hinweise auf bedeutende ostpreußische Frauen stammen von Christa Wank. Sie hat vor Jahren eine Kartei angelegt, in der die Lebensdaten und die Leistungen von ungefähr vierzig Frauen verzeichnet sind. Wir danken ihr für ihre Anregungen und für die Bereitstellung der Daten. Ebenso danken wir den Verlagen und dem Ostpreußenblatt für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck. Ein besonderer Dank gilt den Katharinen-schwestern in Münster, besonders der Provinzoberin Mater Walburga für persönliche Beratung und Bereitstellung von Material zu Regina Protmann und zur Geschichte des Ordens. Auch dem Kustos des Ostpreußischen Landesmuseums in Lüneburg, Dr. Jörn Barfod, gilt unser Dank für die Zusammenstellung kopierter Urkunden von Anni Weynell.

*Dr. Bärbel Beutner*

*Regina Protmann*

(1552—1613)



»Immer Krieg und Blut und Blut und Brand,  
Immer Grenzernot und Tränen —«,

*Ordenszeichen der  
Katharinschwestern*

klagt Agnes Miegel in ihrem Gedicht »Ostpreußen«, das 1949 in dem Zyklus »Frühlingsgedichte« erschien. Die wechselvolle Geschichte unserer Heimat zeigt Blütezeiten und Zeiten tiefen Elends, bedingt durch die geographische Lage und das Aufeinandertreffen verschiedener Völker und Kulturen. So ist auch die Religionsgeschichte Ostpreußens eine ganz andere und eigene als in anderen deutschen Provinzen.

Erst spät fand das Christentum Eingang in das für westliche Vorstellungen unerschlossene Land. Die Chronisten des Mittelalters schildern die **Prußen** — der Name taucht im 10. Jahrhundert auf — als ein friedliches und gastfreundliches Volk, das Ackerbau und Pferdezucht betreibt, keinen zentralisierten Staat hat, sondern in größeren Familienverbänden mit einem Edelherrn an der Spitze lebt. Während Europa weitgehend christlich war, verehrten die Prußen noch bis ins 13. Jahrhundert hinein ihre Götter, an deren Spitze Perkunos stand, denen Tieropfer dargebracht und heilige Haine geweiht wurden. Zahlreiche Hausgötter kamen hinzu, heilige Bäume sind heute noch im Lande zu finden, und auch die »Unterirdischen« hatten große Macht und mußten gnädig gestimmt werden. Zwei Jahrhunderte lang widerstand das Volk der Prußen den christlichen Missionierungsversuchen. Einzelne Missionare scheiterten, so Adalbert von Prag, der 997 im Samland ermordet wurde, und dem bei Tenkitten ein eisernes Gedenkkreuz errichtet wurde. Erfolglos blieb auch der Versuch Bruno von Querfurts zehn Jahre später, der ebenfalls den Märtyrertod in Sudauen erlitt. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts rückte der Deutsche Orden in das heidnische Land ein, gerufen von dem polnischen Herzog Konrad von Masovien, weil Prußen und Polen um das Kulmer Land kämpften. Der Deutsche Orden, ursprünglich eine Hospitalgemeinschaft, hatte sich erst 1198 als geistlicher Ritterorden konstituiert. Außer den Gelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams legten die Brüder das Gelübde des Kampfes gegen Ungläubige und der Armen- und Krankenpflege ab. Das schwarze Kreuz auf weißem Mantel, das Zeichen des Ordens, ist heute noch das Wappen Westpreußens.

Die Missionierung des heidnischen Prußenlandes war nun zum Kreuzzug geworden, Kaiser und Papst bestätigten dem Hochmeister Hermann von Salza den Besitz des »herrenlosen« Landes, 1231 betrat Hermann Balk mit sieben Ordensbrüdern vom linken Weichselufer aus das Prußenland in der Gegend des heutigen Thorn — Agnes Miegels Erzählung »Die Fahrt der sieben Ordensbrüder« beschreibt visionär diese Ereignisse. Wehrburgen wurden gegründet: 1232 Kulm, 1233 Marienwerder, 1237 Elbing. Die Prußen wehrten sich. Ein Aufstand 1243 endete mit einem Friedensschluß 1249. Doch die Prußen, zwischenzeitlich zur Taufe bereit, gaben noch nicht auf. Ein erneuter Aufstand brach 1273 endgültig zusammen. Inzwischen war das Samland missioniert und Königsberg gegründet worden. Die Prußen ließen sich taufen und leisteten fortan dem Orden Gehorsam, der 1283 das Preußenland als gesicherten Besitz ansehen konnte und den Ordensstaat gründete, dessen oberster Herr der Hochmeister des Ordens war.

Es ist begreiflich, daß eine so dramatische Christianisierung eine eigene religiöse Atmosphäre hervorbrachte. Die Prußen, die weder vernichtet noch vertrieben worden waren, vermischten sich mit den zugezogenen deutschen Siedlern. Doch das alte Heidentum war nicht gänzlich ausgerottet, trotz der Taufe. Es lebte weiter in zahlreichen Volksbräuchen, und wer immer nach Ostpreußen einwanderte — Süddeutsche, französische Hugenotten, Holländer, Salzburger —, wuchs bald in eine enge Verbindung mit der Natur hinein, die die Ureinwohner einst vergöttert hatten.

Der Ordensstaat blühte über zwei Jahrhunderte. Dann bewirkte die Reformation einen ähnlichen Umbruch im Lande wie seinerzeit die Christianisierung der heidnischen Prußen. Die Krisen des 15. Jahrhunderts hatte der Orden noch meistern können: die Niederlage bei Tannenberg 1410, den Aufstand des »Preußischen Bundes« 1453, den Verlust der Marienburg 1457, die seit 1309 Sitz des Hochmeisters gewesen war; nun wurde die Hochmeistererei nach Königsberg verlegt.

Doch als Luther auftrat, war die Zeit des Rittertums halt vorbei. Der Orden konnte als Hochmeister schon keinen Geistlichen mehr stellen; Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach legte erst zu diesem Zweck das Ordensgewand an. Als Luther am 31.10.1517 seine 95 Thesen zu Wittenberg anschlug, hatte die Geschichte in Preußen schon den Boden für ein neues Zeitalter bereitet.

Luther wandte sich gegen den Ablasshandel der Kirche. Nicht durch Werke gelangt der Mensch (Christ) zum Heil, schon gar nicht durch den Kauf von »Sündenvergebung« (Ablasshandel), sondern allein durch den Glauben und durch die Gnade Gottes. Luthers Gedanken hatten in Ostpreußen eine große Wirkung. Als er 1521 in Worms dem Kaiser gegenüberstand, waren die Ideen der Reformation schon in den Osten gedrungen. Bereits 1523 hielt der Bischof Polentz vom Samland im Königsberger Dom die erste protestantische Weihnachtspredigt. Der Hochmeister besprach sich mit Luther, der ihm riet, den Ordensstaat aufzulösen und ein weltliches Herzogtum zu errichten.

Eine neue Epoche setzte in Preußen ein. 40 Jahre regierte Herzog Albrecht in Frieden. In Königsberg wurden deutsche Bibeln und Katechismen und evangelische Gesangbücher ge-

druckt, die bis nach Skandinavien geliefert wurden. Außerdem entstanden litauische und preußische Bibelübersetzungen. Herzog Albrecht förderte die Künste und gründete aus der Lateinschule in Königsberg 1544 die Universität.

Die machtvolle Ausbreitung der Reformation im Ostseeraum rief jedoch auch Gegenkräfte hervor. Das Ermland blieb katholisch. Das Ermland, der altpreußische Gau Warmien, bildete ein Dreieck vom Frischen Haff nach Südosten bis zu den Masurischen Seen. 1243 wurde Preußen in vier Bistümer geteilt: Kulm, Ermland, Pomesanien, Samland. Durch Vertrag mit dem Orden kam ein Drittel der Diözese unter die Herrschaft des Bischofs und des Domkapitels; die späteren Kreise Braunsberg, Heilsberg, Rößel und Allenstein wurden nachher Fürstbistum. Sitz des Bischofs war zunächst Braunsberg, dann Heilsberg, Sitz des Domkapitels war Frauenburg. 1466 wurde das Ermland nach dem Ständekrieg dem König von Polen unterstellt. So gehörte es bei der Reformation nicht zum Herzogtum Preußen und blieb katholisch. 1772 kam das Ermland bei der ersten Teilung Polens an Preußen. Seit 1929 unterstand es dem Erzbistum Breslau.

So bildete das Ermland eine katholische Enklave in einer protestantischen Umgebung. Es wurde daher zum bevorzugten Ziel der Gegenreformation. Die neue Lehre forderte von der Kirche eine Auseinandersetzung mit ihren bisherigen Formen. Eine Erneuerung der Kirche wurde angestrebt, dem sittlichen Niedergang sollte entgegengewirkt werden. Schwerpunkte waren das »Consilium de emendanda ecclesia« 1536, eine Reformkommission aus römischen Prälaten, und die Gründung des Jesuitenordens 1540. Der verstärkte Einsatz der Jesuiten in Schulen und Hochschulen erbrachte ein neues geistiges Potential. Die Gegenreformation dauerte von 1555 bis 1648 und hörte mit dem Westfälischen Frieden auf, der den 30jährigen Glaubenskrieg in Europa beendete.

In einer Zeit geistiger Umbrüche und religiöser Auseinandersetzungen wird Regina Protmann 1552 in Braunsberg geborgen. Sie ist die Tochter des wohlhabenden Kaufmannes und Ratsherrn Peter Protmann, aber mehr noch als der Wohlstand ihres Elternhauses prägen sie die Ereignisse in ihrer Vaterstadt. Zunächst wächst sie sorglos auf und muß auch eine angemessene Bildung erhalten haben, denn sie erteilt später Mädchen aus armen Familien Unterricht. Kardinal Hosius, der Bischof von Ermland, rief 1565 die Jesuiten in seine Diözese, die gegen Reichtum und Müßiggang predigten. Er gründete in Braunsberg ein Priesterseminar, während die Jesuiten später ein Gymnasium für Knaben ins Leben riefen. Als junges Mädchen hört Regina die Predigten der »geistlichen Väter« und findet einen lebenslangen Kontakt zu den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu.

Ein einschneidendes Erlebnis in ihrer Jugend ist die Pest, die ihre Vaterstadt 1564 heimsucht. Das Pestjahr fordert mehrere hundert Tote in dem recht kleinen Braunsberg. Not und Armut brechen aus. Sieben Jahre später verläßt Regina, die von ihrem ersten Biographen, einem unbekanntem Priester, als hübsch, intelligent, eitel und mit einem Hang zum Wohlleben geschildert wird, ihr Elternhaus, um sich der Kranken- und Armenfürsorge zu widmen. Dieser Schritt löst in ihrer Familie und in ihrer ganzen Umgebung Verwunderung und Verständnislosigkeit aus. Regina war überall beliebt, ging gern zu Festlichkeiten, hatte beste

Heiratsaussichten — und nun bezieht sie ein Haus in der Kirchgasse, das zwar aus dem Besitz ihrer Familie stammt, aber verfallen ist und keine Möbel hat. Sie lebt dort nicht allein; in einer Wohngemeinschaft mit zwei Gefährtinnen will sie Werke der christlichen Nächstenliebe tun.

Zunächst gilt es, für den eigenen Lebensunterhalt zu sorgen. Die Mädchen wollen niemandem zur Last fallen, also arbeiten sie: Sie waschen, spinnen, flicken. Unterstützung erhalten sie selbst von ihren Familien kaum. Daneben gehen sie in die Häuser der Armen und Kranken, tun Pflegedienste und halten Nachtwachen. Solche Tätigkeiten gelten als »anstößig« und »unanständig«; Mädchen gehen nicht ohne männliche Begleitung in fremde Häuser, schon gar nicht nachts. Als »Ordensfrauen« werden sie von ihrer Umgebung lange nicht angesehen, denn nach herkömmlicher Vorstellung widmet sich eine Ordensfrau hinter Klostermauern dem Gebet und der Betrachtung. In den Augen ihrer Zeitgenossen sind sie, so muß man es heute umschreiben, tatsächlich »Aussteigerinnen«.

Doch obwohl auch die Stadt Braunsberg der jungen Gemeinschaft ablehnend gegenübersteht, wächst diese. 1573 kann das Haus in der Kirchgasse die Bewohnerinnen nicht mehr fassen. Inzwischen ist Dr. Martinus Kromer, Seelsorger, Coadjutor (Helfer) des Bischofs und seit 1579 Bischof, in Braunsberg eingetroffen. Der Einsatz der jungen Schwestern, aber auch ihre bittere Not beeindruckten ihn tief. An das Haus an der Kirchgasse stößt ein ehemaliges Beginehaus an, das schon lange leer stand, weil die letzte Begine verstorben war. Die »Beginen« waren Frauen und Mädchen, die sich ohne ein bindendes Gelübde zu einem klosterähnlichen Gemeinschaftsleben zusammengefunden hatten. Beginengemeinschaften entstanden Ende des 12. Jahrhunderts, nicht immer von der Kirche akzeptiert, da sie Ähnlichkeit mit als häretisch bekämpften Laienbewegungen hatten. Die Beginenhäuser, deren Blütezeit das 13. und 14. Jahrhundert waren, boten Witwen und unverheirateten Mädchen Zuflucht. Dieses Beginehaus in der Kirchgasse sollte von der Stadt, so der Auftrag des Kardinal Hosi- us, wieder an Nonnen vergeben werden, sofern diese sich in Braunsberg niederließen. Die Stadt zögerte damit, Martin Kromer aber läßt das baufällige und sehr kleine Beginehaus kurzerhand abreißen, einen Neubau errichten und ihn den Schwestern zukommen. Doch das ist nicht die einzige Wohltat; er befreit den Konvent außerdem von steuerlichen Abgaben und stellt ihn unter den bischöflichen Schutz.

Damit ist der Grundstein zu Wachstum und Ausbreitung der Schwesterngemeinschaft gelegt. Als Schutzheilige wird die heilige Katharina von Alexandrien gewählt, die Patronin der Pfarrkirche von Braunsberg. Die heilige Katharina gehört zu den 14 Nothelfern; sie war Philosophin und Märtyrerin Anfang des 4. Jahrhunderts. Der Legende nach bekehrte sie 50 heidnische Philosophen in einer von Kaiser Maxentius berufenen Disputation, in der sie von ihrem »falschen Glauben« abgebracht werden sollte. Sie blieb standhaft im Glauben und sollte gerädert werden, aber das Rad zerbrach. Sie wurde daraufhin enthauptet, und Engel trugen ihren Leib auf den Berg Sinai. Sie ist wegen ihrer Gelehrtheit die Patronin der Hochschulen, Bibliotheken und Studenten, wegen ihrer Jungfräulichkeit die der Nonnen und Schülerinnen und wegen ihres Martyriums (Rad und Schwert) die Helferin der Spinnerinnen,

Müller, Scherenschleifer, Chirurgen und Barbieri. Ihr Gedenktag, der 25. November, ist das Ende der Weidezeit und der Beginn der Schafschur, zugleich der Beginn der stillen Zeit und der Markt- und Gesindetag. Die heilige Katharina ist seit dem Mittelalter die am häufigsten dargestellte weibliche Heilige, meist mit Rad, Schwert und Krone. Für ihre Verbreitung sorgte auch die Hanse; so finden sich in allen Hansestädten des Ostseeraumes, z. B. in Lübeck, Danzig, Stolp, Katharinenkirchen.

Diese couragierte und gebildete Frau als Schutzpatronin ihres Ordens wird zum Vorbild für Regina Protmann und ihre Mitschwestern. Sie fertigen Handarbeiten an, um sich ihren Unterhalt zu verdienen und niemandem zur Last zu fallen. Sie widmen sich der Krankenpflege, um das Gebot der christlichen Nächstenliebe an den Hilfsbedürftigen und Schwachen zu erfüllen. Und sie fassen die Mädchenerziehung ins Auge. Die Jesuiten hatten inzwischen in Braunsberg ein Gymnasium für Jungen gegründet, aber für Mädchen gab es keine Bildungsmöglichkeit. Regina ruft eine Elementarschule ins Leben, in der alle Mädchen unentgeltlich Lesen, Rechnen, Schreiben und religiöse Grundwahrheiten erlernen können. Da noch keine allgemeine Schulpflicht besteht, war bisher eine derartige Unterweisung den Mädchen aus begüterten Familien vorbehalten, die Privatunterricht bekamen. Reginas Einsatz zielt also gegen einen echten Notstand und zeigt auch ihre eigene Bildung und Vielseitigkeit, denn sie unterrichtet selbst. »Sie hatte auch auf diesem Gebiet mit einer genialen Klarsicht die Notwendigkeiten der Zeit erkannt und Mut zum Wagnis bewiesen«, schreibt Hans Hümmeler in seiner Würdigung Regina Protmanns »Die Glocken von Braunsberg«. »Man wird lange suchen müssen, um zu ihrer Zeit anderwärts in deutschen Landen ähnliche Ansätze eines blühenden Mädchenschulwesens zu finden, das ohne behördliche Unterstützung ganz auf persönlicher Initiative und persönlichem Opfergeist beruhte« (Hümmeler, Die Glocken von Braunsberg, Münster 1982, S. 44/45).

Eine Ordensgemeinschaft braucht Satzungen, und Regina erstellt die »kurtzen regellen«, die erste Ordensregel der Katharinenschwestern. Für das Leben der Gemeinschaft waren diese Leitlinien wohl von Anfang an ungeschriebenes Gesetz, aber am 18. März 1583 werden sie vom Bischof Kromer auf dem Schloß zu Heilsberg approbiert und am 1. Juni von ihm selbst in Braunsberg den Schwestern übergeben, damit künftig die Profeß auf diese Regel abgelegt werde.

Was bedeutet eine Ordensregel? Es ist eine Verfassung, ein Grundgesetz, ein Rechtsfundament, das den Orden zu einer kirchlich anerkannten Körperschaft, zu einer anerkannten Institution macht. Die Gemeinschaft der Katharinenschwestern ist nunmehr seit dem 18. März 1583 geschützt vor behördlichen Übergriffen, ist, wie wir heute sagen würden, geschäftsfähig und als gemeinnützig anerkannt. Der Jubel der Schwestern ist begreiflich.

Was besagen diese »kurtzen regellen«, die mit dem Beistand der beiden Jesuiten P. Engelbert und P. Boksza wahrscheinlich um 1580 entstanden und den Schwestern jedes Vierteljahr »mit klarer Stimme« vorgelesen werden sollten? Das in deutscher Sprache geschriebene Dokument ruhte, auf zwölf Pergamentblättern aufgeführt, bis zur Vertreibung im Archiv des Mutterhauses in Braunsberg. Kern und Ziel des gemeinschaftlichen Lebens ist die »Gloria

Dei«, die Ehre Gottes. »[...] und also leben mögen, das in ihnen Gotteslob möge gemehret werden« (Hans Hümmeler, Regina Prothmann und die Schwestern von der hl. Katharina, Siegburg 1955, S. 74). Der Tagesablauf ist genau geregelt: um vier Uhr Aufstehen und Ankleiden unter Gebet und Betrachtungen, von acht bis neun Uhr Rosenkranzgebet mit täglich festgelegten Anliegen, um 10 Uhr Mittagessen, um sechs Uhr Abendessen, um acht Uhr Gewissensforschung, Gebet und Betrachtung, eine Stunde lang, anschließend stilles Zubettgehen. An den Fasttagen wird nur eine Mahlzeit eingenommen, Fremde sind bei den Mahlzeiten nicht zugelassen, nur auswärtige Nonnen dürfen teilnehmen. Während der Mahlzeit wird aus der Heiligen Schrift vorgelesen oder aus geistlichen Büchern. Alle von Gebet freien Stunden sind ausgefüllt mit Arbeit (vgl. Hümmeler, a.a.O., S. 74–76). Regina gibt für ihre Regeln jeweils kluge Begründungen. »Da die Fauligkeit ein ursach ist vieler sünden, sollen die schwestern allen müssiggang meiden und allewege in geistlich und weltlich arbeiten bemühet sein« (Hümmeler, a.a.O., S. 76/77). »Ora et labora« — »Bete und arbeite«, die Regel des hl. Benedikt steht also auch über der Schwesterngemeinschaft in Braunsberg. Ferner sollen sich die Schwestern aber auch vor unnützem Geschwätz, Neid, Zorn, Zank und Hader hüten und friedlich in christlicher Liebe beieinander wohnen. Auch der Gottesdienst ist geregelt: Die Schwestern sollen täglich eine heilige Messe besuchen und alle vierzehn Tage sowie an den Feiertagen beichten und kommunizieren.

Bei Übertretungen der Ordensregel hat die Oberin, die »Materin«, der »umb Gottes willen« Gehorsam zu leisten ist, das Recht zur Bestrafung, aber unter Hinzuziehung des Rates zweier oder auch aller Schwestern. Die erste Regel schreibt ferner das Ordensgewand bis in alle Einzelheiten vor: Es soll schwarz und schlicht sein und sich von allem bürgerlichen Putze abheben.

Ferner leben die Schwestern in Gütergemeinschaft. Der Orden untersteht der geistlichen Aufsicht des Bischofs.

Bahnbrechend ist die Abschaffung der Klausur. Der Dienst an den Kranken und Armen verlangt von den Schwestern, das Klostergebäude zu verlassen. Es war gewiß nicht leicht, die Erlaubnis zu erwirken, denn das Konzil von Trient hatte erst kurz zuvor für die Frauenklöster strenge Klausur verbindlich gemacht. Dieser Beschluß diente nicht zuletzt dem Schutze der Frauenklöster und der Würdigung des Klausurbereiches. Regina will auch durchaus den Klausurbereich unverletzlich erhalten. Die erste Regel schreibt vor, das Haus verschlossen zu halten und Fremden, mit Ausnahme von Priestern, keinen Zutritt zu gewähren. Besucher werden natürlich empfangen, aber zu den Klausurräumen haben Unbefugte keinen Zutritt. Auch soll keine Schwester ohne triftigen Grund ausgehen und über Nacht wegbleiben. Zur ambulanten Krankenpflege gehen die Schwestern zu zweit. Dennoch stellt der soziale Außendienst, der mit Zustimmung des Bischofs Kromer ermöglicht wird, eine Besonderheit des Katharinenordens dar. Die Lockerung der strengen Klausur trat bei anderen Frauenorden erst nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, also Mitte der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts, ein.

Das aufstrebende Werk Regina Protmanns erscheint noch bemerkenswerter, wenn man sich den historischen Hintergrund vergegenwärtigt, eine Zeit des Umbruchs und der geistlichen Auseinandersetzungen. Das Konzil von Trient (Tridentinum) wurde einberufen, um nach dem Auftreten Luthers der Spaltung entgegenzuwirken. Nach großen Schwierigkeiten wurde es 1545 von Papst Paul III. in Trient eröffnet. In drei sogenannten »Tagungsperioden« zog es sich bis 1563 hin. Es begründete durch Neuformulierungen und Reformbeschlüsse den sogenannten »tridentinischen Katholizismus«. So wurde unter anderem die Tradition als Hauptquelle des Glaubens neben der Heiligen Schrift als wertgleich anerkannt, im Unterschied zum »Sola scriptura« des Protestantismus. Das Dogma von der Erbsünde wurde verkündet und die Sakramente wurden bestätigt, besonders das Sakrament der Taufe, der Firmung, der Letzten Ölung, der Buße. Dogmatische Entscheidungen über Fegefeuer, Heiligen- und Reliquienverehrung, religiöse Bilder und Ablässe erfolgten. Papst Julius III. und Papst Pius IV. leiteten das Konzil weiter.

In dieser Zeit der fortgesetzten Glaubensstreitigkeiten hält Regina Protmann unbeirrt an ihrem Auftrag fest. »Wie Gott will« — lautet ihr Wahlspruch. In dem Bewußtsein, von Gott gerufen zu sein, wuchsen dem neunzehnjährigen Mädchen einst die Kräfte zum Aussteigen aus ihrer bürgerlichen Umwelt, als »der Glantz der Gnaden Gottes im Herten der Regin angefangen zu leuchten und sie nu der Welt Eytelkeit ein Abschewen und Unlust empfinden [...]«, wie es in ihrer Biographie heißt (»Wie Gott will«). 400 Jahre Katharinenschwestern. Herausgeben vom Provinzialat der Schwestern von der Jungfrau und Martyrin Katharina, Münster 1983, S. 10). Da »ist sie mit dem Fewr der Liebe zu Gott ihrem Herrn angezündet worden [...]« (ebd. S. 10). Dieses Feuer setzt immer wieder neue Energien in ihr frei. 1586 gründet Regina in Wormditt eine neue Niederlassung, indem sie ein altes Beginenhäus übernimmt. Auch in Röbel wird 1593 ein Beginenkloster übernommen und 1597, nach dem Tode der letzten Begine, unter die Regel des Katharinenordens gestellt. Die Zeit der Beginengemeinschaften scheint vorbei zu sein. Regina hat andere Vorstellungen von ihrem Leben nach dem Willen Gottes: Arbeit für den Lebensunterhalt und Einsatz in sozialen Aufgaben, keine »Zuflucht« vor der Welt, sondern tätige Auseinandersetzung mit ihr. Die Kraft dafür erwächst ihr aus dem Streben nach der Vereinigung mit Gott im Gebet. 1587 entsteht ein weiteres Tochterkloster in Heilsberg.

Die Gründungen bleiben auf das Ermland beschränkt, bringen dort aber vielfachen Segen. Das liegt entscheidend an der Persönlichkeit Regina Protmanns.

»Das Feuer der christlichen Liebe brannte in ihrem Herzen«, heißt es in ihrer Biographie. Es werden ihr auch fundierte medizinische Kenntnisse bescheinigt, eine strenge Selbstdisziplin in ihrer Lebensführung und ausgeprägte Führungsqualitäten. Sie kann begeistern und durch ihr Vorbild überzeugen.

1602 wird die erste Regel des Ordens unter Bischof Tilicki überarbeitet, denn auch die Nachfolger von Bischof Kromer unterstützen den Orden. Die verständnislos belächelten und sogar verachteten Mädchen, die einst ihre Familien verließen, sind eine anerkannte Institution in dem katholischen Teil Ostpreußens geworden. Die überarbeitete Regel des Katharinenordens



*Katharinenkirche in Braunschweig*

wird am 12. März 1602 am Hof zu Wilna unterzeichnet und durch den päpstlichen Nuntius bestätigt.

Die wirtschaftliche Lage der einzelnen Klöster ist nie von Sorgen frei. Sie sind zwar selbständig, aber die oberste Fürsorgepflicht liegt bei der Oberin im Mutterhaus, also bei Regina. Dennoch reift der Plan, in Braunschweig ein eigenes Oratorium zu errichten. Nach einigem Hin und Her fällt ein benachbartes, ehemals bebautes Grundstück an die Schwesternschaft. Regina wendet sich an die Ziegelei des Domkapitels in Frauenburg um Baumaterial. Aus rotem Backstein, dem in Ostpreußen typischen Baumaterial, soll das ersehnte Gebäude entstehen. Aber noch fehlen die Geldmittel. Eine mysteriöse Besucherin läßt eine Goldsumme zurück, der Bau wird möglich und kann am Weißen Sonntag 1611 vom Bischof persönlich eingeweiht werden, eine Krönung für Reginas Werk.

Die Strapazen eines kämpferischen Lebens aber beginnen sich auf ihre Gesundheit auszuwirken. Regina Protmann wird nie eigentlich zur Oberin gewählt, aber sie leitet den Orden bis zu ihrem Tode. Sie nimmt Strapazen auf sich, die sie ihren Mitschwestern in diesem Maße nicht zumutet: Fasten, Bußübungen, lange Wanderungen bei den Besuchen der verschiedenen Konvente im Ermland. Sie hilft auch mit persönlichem Verzicht, wenn Mitschwestern krank sind; sie gibt ihre Kissen und ihre Decke her. Besonders in der Krankenpflege setzt sie sich immer wieder aktiv ein, verbindet Wunden, bereitet Salben und behandelt Geschwüre. Doch noch mehr soll ihr geistlicher Zuspruch wirken. »*Sie ist der heutigen Schulmedizin insofern weit voraus gewesen, daß sie erkannte, wie eng Seele und Leib miteinander ver-*

*»Es ist meine demütige und mütterliche Ermahnung an euch, meine lieben Schwestern, daß ihr allezeit vor Gott, dem Herrn, und unserem liebsten Bräutigam Christo Jesu und vor allen Menschen in aller Zucht und Ehrbarkeit, in tiefster Demut, mit wahrhaftiger Geduld, mit vollkommenem Gehorsam und christlicher Liebe treulich wandelt.*

*Lernet, geliebte Schwestern, in euch abtöten nicht allein die hochschädlichen, sondern auch allen kleinen und geringen unordentlichen Begierlichkeiten, welche eurem Beruf und Stand schaden können, als da sind:*

*unnützes Reden, argwöhnische, müßige Gedanken, Müßiggang und leichtfertiges Lachen. Trachtet mit allem Fleiß danach, daß ihr euch nicht allein untereinander schwesterlich und herzlich liebt, sondern mit jedermann Frieden haltet.*

*So wird euch der gütige Gott in allem helfen und segnen.«*

*schwistert sind und wie oft körperliche Krankheit aus seelischer Wurzel stammt. Darum war sie stets bemüht, die dunklen Schatten der Verzaghtheit, der Ungeduld, des Kleinmuts und der Skrupulosität aus den Krankenzimmern zu vertreiben«* (Hümmeler, Die Glocken von Braunschweig, a.a.O., S. 74/75).

Ihre Buß- und Fastenübungen sind für uns heute kaum noch gedanklich nachvollziehbar. So fastet sie eine Woche lang, ohne alle Nahrungsaufnahme, verharrt vierzig Stunden im Gebet und schläft in der Fastenzeit auf der nackten Erde. Meist verbindet sie mit diesen Kasteiungen Abtitten für die Sünden der Mitmenschen oder Bitten bei Kriegsgefahr und Gefahr durch Naturgewalten. Von ihr selbst sind nicht viele Worte überliefert, aber innige Gebete. Vor allem hat sie ein Testament hinterlassen, das ihre Lebenserfahrung widerspiegelt. Auch kleine Schwächen wie Klatsch, Albernheit und Bequemlichkeit können Schaden anrichten. Davor warnt sie ihre Schwestern und ermahnt sie zugleich zu den christlichen Tugenden und zur Friedfertigkeit.

Regina Protmann macht ein mehrwöchiges Krankenlager durch, auf dem sie alles Leiden mit dem Leitwort »Wie Gott will« geduldig hinnimmt. Dann stirbt sie am 18. Januar 1613 eines sanften Todes. Tausende von Menschen trauern um sie. Ihre Gebeine werden in der Jesuitenkirche in Braunsberg beigesetzt, später in das Grabgewölbe der Katharinenkirche übertragen, wo sie bis 1929 ruhten. Beim Tode Reginas gibt es im Ermland vier Konvente mit im ganzen 35 Schwestern.

»Es sind unruhige Zeiten, in denen wir leben«, heißt es in einem Märchen des Dänen Hans Christian Andersen. Unruhig waren die Zeiten immer, und Ostpreußen, das Grenzland, wurde von ihnen erfaßt bis in unsere Tage. Das Werk Regina Protmanns aber hielt stand, selbst über die Vertreibung hinaus. Schweden, Brandenburger und Polen wechselten in der Oberhoheit über das Ermland. 1626—1635 regierte ein schwedischer Stadtkommandant in Braunsberg, der in einem Dokument von 1632 den Schwestern gestattete, »die Mägdlein zu instruieren und ihnen das Neue Testament anzugeben«. Krieg, Einquartierung, Verarmung suchten das Land in den folgenden Jahren heim. Von 1709—1711 wütete erneut die Pest. 1745 gab es 80 Schwestern in den Konventen des Ermlandes. Bei der Teilung Polens fiel das Ermland an Preußen, und die Säkularisierung traf den Orden hart. Nur die Armut der Kongregation verhinderte ihre Auflösung. Doch mit den preußischen Schulgesetzen um 1800 gewannen die Klosterschulen im Ermland an Bedeutung. Der Orden übernahm Schulen in Braunsberg und in anderen Städten.

1868 zählte die Gemeinschaft 139 Schwestern. Das Werk hatte die Krisen der Zeit überdauert.

Ab 1860 wurde von den Katharinenwestern wieder verstärkt die Krankenpflege wahrgenommen. Das erwies sich nachher als Überlebenschance im Kulturkampf. 1875 wurden in Preußen alle Orden mit Ausnahme der krankenpflegenden aufgelöst. Wieder hatte Regina Protmanns Werk standgehalten — »Wie Gott will«.

Doch brachten die Bedrängnisse des Kulturkampfes es mit sich, daß die Schwestern Aufgaben im Ausland suchten. 1877 übernahmen sie eine deutsche Schule in Helsingfors, Finnland; 1896 gründeten sie eine Niederlassung in Liverpool, 1897 eine in Brasilien, wo heute in zwei Provinzen 423 Schwestern in 63 Niederlassungen tätig sind. Dort hat das Werk also besonderen Segen gebracht. Ein 1673 in Litauen gegründetes Kloster hat ebenfalls die Jahrhunderte bis heute überdauert.

Nach dem Kulturkampf breitete sich der Orden, der bis dahin auf das Ermland, die katholische Enklave im protestantischen Preußen, beschränkt geblieben war, in Ostpreußen aus. P. Lothar Groppe SJ schreibt anlässlich des 400jährigen Bestehens des Katharinenordens im Ostpreußenblatt vom 14. Mai 1983: »In fast allen Orten des Ermlands übernahmen sie (die Katharinenwestern) neben Waisenhäusern und Heilanstalten Gemeindepflege und Krankenhäuser. Letztere [...] in Braunsberg, Guttstadt, Bischofsburg, Seeburg, Mehlsack, Wartenburg, Bischofstein und Allenstein. Während des Ersten Weltkriegs waren 100 Schwestern in Lazaretten tätig. Später errichteten die Schwestern auch ein Krankenhaus auf dem Oberhaberberg in Königsberg. Die alten Königsberger wissen, daß sich die

*Katharinen, wie sie genannt wurden, bei jedermann der größten Wertschätzung erfreuten. Manch alte Ostpreußin mag sich noch an die Haushaltungsschule in Maraunenhof erinnern.«*

1906 entstand ein neues Mutterhaus in Braunsberg. 1908 übernahmen die Schwestern eine Gemeindestation in Berlin. Bald folgten ein Mädchenheim und eine Bahnhofsmission. 1929 gründeten sie ein neues Krankenhaus in Berlin-Wilmersdorf; der Versuch, in Königsberg ein größeres Krankenhaus entstehen zu lassen, weil das Haus dort mit 106 Betten zu klein wurde, war an der mangelnden Bereitschaft der Stadtverwaltung gescheitert, so daß für diesen Plan Berlin gewählt wurde. Auch das erwies sich letztlich als Segen: Nach der Vertreibung fanden viele Schwestern in Berlin ein neues Zuhause. In Berlin gibt es heute eine eigene Ordensprovinz mit ca. 80 Schwestern in fünf Niederlassungen.

Die Schwesterngemeinschaft wuchs in unserem Jahrhundert weiter. 1933 gab es 1000 Schwestern in 139 Niederlassungen. Dann erfolgte 1945 mit der Vertreibung aus Ostpreußen durch die Russen und Polen der härteste Einbruch in der Geschichte des Ordens. 427 Schwestern flohen aus Ostpreußen, 102 verloren ihr Leben, 93 blieben in der Heimat.

Im Westen setzten sich die geflüchteten Schwestern besonders in der Flüchtlingsbetreuung und in Heilstätten ein. Ein neuer Mittelpunkt des Ordens wurde 1949 in Münster in Westfalen geschaffen, wo 1953 ein neues Mutterhaus entstand. Das Generalat befindet sich in Grottaferrata bei Rom.

Die heute gültige Ordensregel der Katharinenwestern zeigt durchgehend den tiefen Glauben und den praktischen Sinn der Gründerin. Die ersten beiden Artikel enthalten die Entscheidung für Christus und das Leben nach dem Evangelium und die Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams.

1. *»Wir, Schwestern von der heiligen Jungfrau und Martyrin Katharina, durch die Taufe Glieder der Kirche, streben gemeinsam danach, das Evangelium zu leben und uns Gott ganz zu weihen, um 'Christus, unserem Herrn, seinem Rate gemäß, sorgfältiger zu dienen'. (Anmerk. 1) 'Diweill dan dieser löblichen congregation end und ziell dahin gerichtet ist, das sie Christo ihrem Herren undt breutigam nach seinen göttlichen rätthen embsig diene' (Regel v. 1602, Art. 1).«*
2. *»Dem besonderen Ruf des Herrn antwortend, wollen wir vereint mit ihm leben in Gebet, in schwesterlicher Gemeinschaft, und in der Hingabe durch die Profeseß in gottgeweihter Keuschheit, Armut und Gehorsam.«*

Der dritte Artikel enthält bereits die apostolischen Aufgaben des Ordens, verbunden mit der Aufforderung, sie jeweils zeitgemäß zu aktualisieren und, wenn nötig, zu reformieren.

3. *»Gemäß dem Charisma und der Spiritualität unserer Gründerin Regina Protmann übernehmen wir in Treue unsere apostolischen Aufgaben im Dienst an den Mitmenschen in den Bereichen der Gesundheitspflege, der christlichen Erziehung, der Sozial- und Pastoralarbeit.*

*Wir wollen sie hellhörig aus den Anrufen der Zeit verstehen und sie den Nöten der Kirche und den Erfordernissen unserer Umgebung anpassen.»*

Armut und Keuschheit sind Mittel der inneren Freiwerdung, um damit Gott und den Menschen besser dienen zu können.

24. *»Die Armut besteht nicht nur darin, nichts oder wenig zu besitzen, sondern auch in der inneren Loslösung von allem irdischen Besitz aus Liebe zum armen und entäußerten Christus. In dieser Gesinnung werden wir innerlich frei.«*

25. *»Im Nachvollzug der Armut Christi und seiner totalen Verfügbarkeit an den Willen des Vaters setzen wir alles gemeinsam ein: materielle Güter, Fähigkeiten, Gnadengaben, unsere ganze Person.*

*Überdies verpflichten wir uns, in Gütergemeinschaft zu leben, um unseren Mitmenschen besser dienen zu können.«*

Und auch die Keuschheit soll nicht als Kampf gegen Begierden oder als Leibfeindlichkeit verstanden werden, sondern als eine Freisetzung von Kräften, die zum Wohle anderer eingesetzt werden können.

20. *»Die gottgeweihte Keuschheit ist eine Gnadengabe, die uns innerlich frei macht, damit die Kraft der Liebe sich in uns entfaltet zu einer größeren Verfügbarkeit für Gott und den Dienst an den Menschen.«*

Im Gehorsam wird die besondere Nachfolge Christi gesehen, der *»den Gehorsam dem Vater gegenüber zu seiner Speise gemacht und uns dadurch erlöst«* hat (Artikel 31). *»Der Gehorsam macht uns verfügbar, dem Rufe Christi ganz zu folgen«* (Artikel 31). Das Beispiel Reginas ist dabei wegweisend.

32. *»Das Lebensgesetz Mutter Reginas war die Erfüllung des göttlichen Willens in einer radikalen und totalen Hingabe. Nur so konnte sie in allen Lebenslagen still und ergebn sprechend: 'Wie Gott will!'«*

33. *»Im Gelübde des Gehorsams geben wir unseren Willen an den Willen Gottes hin und verpflichten uns, im Geiste des Glaubens die Anordnungen des rechtmäßigen Obern gemäß den Konstitutionen anzunehmen.«*

Regina Protmann wählte einst drei Aufgabengebiete in der Nachfolge Christi: Handarbeit, Krankenpflege und Mädchenerziehung. Es sind bis heute die Arbeitsbereiche der Schwesternschaft geblieben. *»Handarbeit«* bedeutete, *»daß alle Mitschwester semplich mit ihrer Handarbeit dienstlich seind, Gottes häuser, mit Messen gewand, Alben, Altartücher, Corporalen, und was sonst zu Gottes dienst notwendig zu machen, zu bessern, und rein zu halten jederzeit sich beflissen«* (Hümmeler, Regina Prothmann, S. 60). Das ist Broterwerb und Gottesdienst zugleich. Heute heißt die Forderung allgemeingültiger, daß die Schwestern sich *»mit der Hände Arbeit«* ernähren, also mit Berufstätigkeit selbst erhalten sollen.

Der Dienst an den Armen und Hilfsbedürftigen, den *»Geringsten unter meinen Brüdern«*, rief die modernen Krankenpflegeorden ins Leben, ohne die unser Gesundheits- und Sozialwesen nicht denkbar ist. Eine besondere Zuwendung gilt auch den eigenen Mitschwestern, wenn sie pflegebedürftig werden. *»Unsere besondere Liebe und Dankbarkeit gilt den alten*

*und kranken Schwestern«*, sagt Artikel 42, auch da wieder mit einer sowohl glaubensorientierten wie praktischen Begründung. *»Dieses Leid, geduldig in der Nachahmung des Herrn angenommen, ist eine Quelle des Segens für unsere Gemeinschaft.«*

Die Gründung einer Kinderschule, mit der Regina Protmann seinerzeit das dritte Arbeitsfeld eröffnete, muß für die damalige Zeit sensationell gewesen sein. Reginas Biograph bewundert ihren Weitblick, allen Kindern den Zugang zur Schulbildung zu ermöglichen, *»in solche junge Herzen die Früchte Gottes und Tugend einzupflanzen, neben solches auch in lesen und schreiben dieselbe zu unterweisen, welches der Christlichen gemein hochnützlich und notwendig ist«* (Hümmeler, Regina Prothmann, S. 64). Inzwischen haben Katharinenschwestern an allen Schultypen unterrichtet und eigene Schulen unterhalten.

Alle Bemühungen, Tätigkeiten, Einsätze aber sind letztlich Gottesdienst und dadurch Dienst am Menschen. *»Das Antlitz des Herrn in unseren Mitmenschen zu entdecken«*, sagt Artikel 6, ist eine Frucht des Gebetes, das Regina stets in den Mittelpunkt ihrer Schwesterngemeinschaft stellte. *»Das Gebetsleben erhält uns in inniger Verbindung mit Gott [...]«*. Aufklärerische Gedanken von der Würde des Individuums klingen in Artikel 41 an, aber hier sind sie Ausdruck der Nächstenliebe durch Christus.

41. *»Wie Christus, der jeden Menschen in seiner Einzigartigkeit und Größe achtet, nehmen wir jede unserer Mitschwester mit Wohlwollen an. Sie ist mit uns gleichberufen, damit wir gemeinsam in der Verwirklichung des Liebesplanes Gottes wachsen.«*

Die *»Verpflichtung zur Arbeit mit allen Opfern, Unsicherheiten und Wagnissen, die uns mit den Armen und Notleidenden verbinden«* (Artikel 27), ist letztlich Arbeit für das Reich Gottes.

5. *»Wir weihen uns Gott, um in tiefer Vereinigung mit ihm zu leben und so dem Kommen seines Reiches zu dienen.«*

Die Arbeit der Katharinenschwestern paßt sich den Anforderungen der heutigen Zeit an, wie es in der Ordensregel festgelegt ist. Kranken- und Säuglingspflege gehören ebenso dazu wie die Unterhaltung von Altenwohn- und Altenpflegeheimen. Aber auch der verstärkte Bedarf nach Kindergärten und Kinderhorten als Entlastung der berufstätigen Mütter wird berücksichtigt. Hinzu kommt der pastorale Dienst in den Gemeinden, wie z. B. die Katechese (Erteilung von Kommunion- und Firmunterricht), Sakristeidienst, Pflege der Kirchen und die Gestaltung von Wortgottesdiensten.

Die Ausbildung für das Ordensleben umfaßt mehrere Stufen. Das Postulat dauert ein Jahr. Meist kommen die Postulantinnen schon aus sozialen Berufen. Dann folgt das Noviziat von zwei Jahren mit der Ausbildung in Theologie und Ordenslehre, schließlich die Ablegung der Gelübde und der Einsatz am geeigneten Platz. Die Ordensmitglieder tragen in Deutschland das schwarze Ordenskleid mit dem Schleier, den Ring und die Ordensmedaille. Sie symbolisiert das Kreuz und das Rad, mit dem die heilige Katharina gemartert werden sollte. In anderen Ländern paßt sich die Farbe der Tracht den klimatischen Bedingungen an.

Regina Protmanns Werk überdauerte nicht nur Pest, Krieg und Vertreibung, sondern weist auch in die Zukunft Europas hinein. Die Vertreibung des Ordens nach Westdeutschland brachte Niederlassungen in Frankfurt, Xanten, Hamburg, Wewelsburg, Geldern, Freckenhorst, Gladbeck u.a. mit sich. Im ganzen zählen heute weltweit an die 1000 Mitglieder zur Ordensgemeinschaft.

Die in der Heimat verbliebenen Schwestern bauten die alten Stätten des Ordens wieder auf. Heute gibt es in dieser polnischen Ordensprovinz 26 Stationen mit 131 Schwestern.

Nun führen Deutsche und Polen über Krieg und Vertreibung hinweg das Werk jener Bürgertochter aus Braunsberg weiter. »[...] diß seind die brennenden Liechter, damit die gottselige Jungfrau Regim ihre lieben Mitschwestern und der ganzen Welt in ihrem Leben vorgeleitet hat [...].«

Die Kirche würdigt Regina Protmann und ihr Werk, indem sie den Seligsprechungs-Prozeß eingeleitet hat.

#### Benutzte Literatur

Deuter, Susanne: Leben voll »harter Tage« zwischen Gebet und Arbeit. Vor 400 Jahren in Ostpreußen: Die Braunsbergerin Regina Protmann gründet den Katharinen-Orden. In: Ostpreußenblatt, 22. Januar 1983.

Groppe SJ, P. Lothar: Niemand hatte damals Verständnis für sie. Regina Protmann war eine große Tochter Ostpreußens — Zum 400jährigen Jubiläum der Katharinenschwestern. In: Ostpreußenblatt, 14. Mai 1983.

Groppe SJ, P. Lothar: Eine große deutsche Frau: Regina Protmann. Betrachtung, Armut, Arbeit und Askese für Krankenpflege und Mädchenerziehung. In: Offerten-Zeitung, Nr. 7, Juli 1987, S. 50—55.

Hümmeler, Hans: Regina Prothmann und die Schwestern von der hl. Katharina. Ein unbekanntes Kapitel aus der Geschichte des deutschen Ostens. Siegburg 1955.

Hümmeler, Hans: Die Glocken von Braunsberg. Leben und Werk der Ehrw. M. Regina Protmann, Stifterin der Schwesterngenossenschaft von der hl. Katharina V.M. Münster 1982.

Konstitutionen der Kongregation der Schwestern der heiligen Jungfrau und Martyrin Katharina. Generalat Grottaferrata-Roma 1979. Münster 1979.

Regina Protmann und ihre Gründung, die Katharinenschwestern. Hrsg.: Provinzialat der Kongregation der Schwestern von der Jungfrau und Martyrin Katharina. Münster.

Schumacher, Bruno: Aus der Geschichte Ostpreußens. Leer 1953.

Wank, Christa: Daten zu Regina Protmann aus selbst zusammengestellter Kartei.

»Wie Gott will«. 400 Jahre Katharinenschwestern. Hrsg.: Provinzialat der Kongregation der Schwestern von der Jungfrau und Martyrin Katharina. Münster 1983.

## Fanny Lewald

(1811—1889)



»Ich [...] kann es nicht vergessen, wie vergänglich auch die Menschen sind, die mit mir leben, die das Glück meines Daseins ausmachen; und die eigene Vergänglichkeit tritt mir aus dem Spiegel dieser Blätter, ein stilles 'memento mori', entgegen. Da gilt es denn, diesem traurigen Zurufe ein mutiges: 'memento vivere!' entgegenzusetzen, zu lieben und zu beglücken, sich zu freuen und zu genießen, solange man kann; und sich mit der Hoffnung zu getrösten, man werde einst den Geliebten eine so freundliche und wertvolle Erinnerung sein, als es uns diejenige ist, welche wir selbst von unseren geschiedenen Lieben im Herzen bewahren.«

Diese Worte stehen im 3. Band von Fanny Lewalds Lebenserinnerungen, die 1988 und 1989 von Ulrike Helmer herausgegeben worden sind. (Fanny Lewald, Meine Lebensgeschichte. Band 1: Im Vaterhause. edition klassikerinnen. Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt 1988. Band 2: Leidensjahre. ebd. 1989. Band 3: Befreiung und Wanderleben. ebd. 1989.) Das Werk der Königsbergerin erregt zunehmend das Interesse der modernen Frauengeneration, denn der außergewöhnliche Lebensweg Fanny Lewalds und ihre modernen Auffassungen zur Mädchenbildung und zum Selbstverständnis der Frau werden heute, zur Zeit der Frauenbewegung und der Gleichstellung, von neuem diskutabel.

Fanny Lewald wird 1811 als erstes Kind des jüdischen Weinhändlers David Markus (1787—1846) und seiner Frau Zipora geb. Assur (1790—1841) in der Vorderen Vorstadt in Königsberg geboren. Erst 1831 wechselt der Vater seinen Namen in »Lewald« um. Das Judentum, das in der Familie der Mutter noch eine große Rolle spielte, wird in Fannys Elternhaus schon nicht mehr praktiziert, zumal der Vater aus einer liberalen Familie stammt, die das jüdische Gesetz nur so weit beachtete, »als es eben notwendig war«, wie Fanny selbst schreibt. Die Religion aber wird für Fanny Lewald zeitlebens ein Problem bleiben.

Ein einschneidendes Ereignis ist der Vorstädtische Brand am 14. Juni 1811, der das ganze Speicherviertel in Schutt und Asche legt. Der Vater verliert seine ganze Habe, die Feuerversicherung ist noch nicht fällig, und er muß mit seinem Geschäft von vorn anfangen. Schwere Zeiten brechen über das Land herein: der Durchzug der Napoleonischen Truppen nach Rußland 1812. Das bedeutet für die Bevölkerung Bedrängnis und Einquartierung, Teuerung und Not, aber auch Handelsaufschwung und Gewinne der Bankiers.

Nach einiger Zeit in räumlicher Enge beziehen Fannys Eltern ein dreistöckiges Haus in der Brodbänkenstraße, »welche die Hauptstraße des Kneiphofs, die Langgasse, mit dem Rathausplatz verbindet« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 20). Dieses Haus wird 1814 gegen das gegenüberliegende eingetauscht, in dem die Familie bis 1820 wohnen bleibt.

»Seit ich mich zu erinnern weiß, hatte ich zwei Brüder«, schreibt Fanny Lewald (Lebensgeschichte, Band 1, S. 34); außerdem hat sie fünf Schwestern. Ein dritter Bruder stirbt im Alter von zwei Jahren an Krämpfen, ein schwerer Einbruch in das Leben der Familie, da zur gleichen Zeit die Mutter einen weiteren Jungen zur Welt bringt. Der Schock über den Tod des Kindes wirft die Mutter auf ein langes Krankenlager, das Neugeborene stirbt ebenfalls, und zu dem Eindruck von Tod und Heimsuchung kommen, wenn auch vorübergehend, geschäftliche Schwierigkeiten des Vater.

Für Fanny aber ist zunächst der Eintritt in die Schule wichtig. Sie wird in der Privatschule Ulrich angemeldet, und ihre Intelligenz und ihre Freude am Lernen machen aus ihr eine begeisterte Schülerin. Ihre Leistungen werden von den Eltern und in der Verwandtschaft anerkannt, aber die Bildungschancen für Mädchen spiegeln sich in den Worten des Konsistorialrates Dinter wider, den Fanny ausführlich und liebevoll beschreibt: »Nu! Dein Kopf hätt' auch besser auf 'nem Jungen gesessen!« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 87.) Ihre Schulerfolge sind beachtlich. Die erste Klasse, die der höchsten oder der Abschlußklasse entspricht, besucht sie bereits mit elf Jahren, während ihre Mitschülerinnen dreizehn und vierzehn sind. Herr Ulrich fördert sie zusätzlich durch Französisch-Unterricht, und sie soll diese Privatschule bis zu ihrem vierzehnten Jahr besuchen.

So ist es ein harter Schlag für Fanny, als die Schule ein halbes Jahr vor ihrem vierzehnten Geburtstag geschlossen wird. Privatschulen tragen sich nicht mehr; die öffentlichen Schulen, auch für Mädchen, haben sich inzwischen in Königsberg mehr etabliert, und eine gut zahlende Schülerschaft ist auch nicht mehr von der Königsberger Kaufmannsschicht zu erwarten. Fanny nimmt unter Tränen Abschied von »ihrer« Schule, zumal ein weiterer Schulbesuch nicht mehr vorgesehen ist. Sie bleibt nun zu Hause, wie es den heranwachsenden, nicht mehr schulpflichtigen Töchtern der Bürgerfamilien bestimmt ist, um den Haushalt zu erlernen und sich auf die Ehe vorzubereiten. Das Hauswesen ist groß. Außer den acht Kindern gibt es ständige Kostgänger und viele Gäste, oft Geschäftsfreunde des Vaters, im Hause. David Markus hat sich inzwischen ganz auf den Weinhandel spezialisiert. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in der Vorstadt ist die Familie auf den Kneiphof gezogen, zu dem Einhandel eröffnet der Vater eine Weinstube im Souterrain des Vorderhauses. Arbeit gibt es also genug in dem großen Haushalt, aber Fanny fühlt sich überflüssig, denn auch Personal ist hinreichend da. Hinzu kommt, daß sie niemals die geringste Lust zur Hausarbeit hatte. »[...] was meine Mutter auch tat, mich von der überwiegenden Neigung zum Lernen und von der Unlust an jeder häuslichen Arbeit, ja von jeder Arbeit, die nicht geistig war, zu heilen, es schlug alles fehl« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 116). Fannys Desinteresse an der Hausarbeit führt zu Identifikationsproblemen mit der Mutter; sie läßt sich kaum dazu bewegen zu tun, »was sie trieb«. Die Aufgaben der Mutter sind ihr geradezu wesensfremd, während sie mit ihrem Vater jede Beschäftigung gern vornimmt. »[...] zu allem, was der Vater in seinen wenigen freien Stunden mit mir vornahm, war ich aufgelegt und fröhlich« (ebd. S. 116).

In Fannys Erziehung treten Widersprüche auf, die das Kind spürt und gegen die es sich unbewußt wehrt. Die Lernerfolge der intelligenten Tochter wurden bislang von der Mutter, der

jede weitere Bildung verwehrt gewesen war, positiv verstärkt; jetzt, da die Aufgaben einer Hausfrau erlernt werden sollen, erfolgt nicht nur eine Unterbindung des Lernwunsches, sondern geradezu eine Umkehrung der elterlichen Erwartungen. »[...] und wie die Mutter sonst meine Neigung zum Lernen angefeuert hatte, so zwang der Vater mich jetzt zu bestimmten Verrichtungen im Haushalt, die ich alle nur mit innerm Widerstreben besorgte, weil ich einsah, daß sie im Grunde die Haushälterin ebenso gut ausführen konnte [...]« (ebd. S. 116/17).

Solange sie durch den Schulbesuch ihre geregelte Beschäftigung hatte, hielt sich der Konflikt in Grenzen. Nun aber kommt zu den zu erlernenden Haushaltspflichten noch die Notwendigkeit einer Zeiteinteilung, eines Tagewerkes, hinzu. Schließlich erstellt der Vater einen genauen Stundenplan für Fanny, in dem die Handarbeit — Nähen, Stricken, Flickern, Stopfen — den größten Teil der Zeit ausfüllt. Daneben übt sie Klavier, macht Schreibübungen und liest in ihren alten Schulbüchern, die sie schon auswendig kann.

Es ist nicht die minutiöse Zeiteinteilung, die Fanny bedrückt: Es ist die Langeweile. Es fehlt ihr die geistige Nahrung, das Klavierspiel war ihr nie eine Neigung gewesen, Handarbeit ist ihr zwar eine liebe, aber keine vorrangig wichtige Beschäftigung, und sie hat das Gefühl, nichts Rechtes zu tun und im Hause überflüssig zu sein. Berufswünsche wagt sie ihren Eltern gegenüber nicht zur Sprache zu bringen; man hätte darin ihren mangelnden »rechten weiblichen Sinn für die Häuslichkeit und für die Familie« sehen können, und das wäre schlimm gewesen.

Diese Erfahrungen in ihrem eigenen Bildungsgang lassen in Fanny Lewald im Laufe der Jahre die Gedanken über Ausbildung, Berufstätigkeit und Aufgaben der Frauen und Mädchen entstehen, die sie zu einer »Frauenrechtlerin« machen. Zur traditionellen Frauenrolle gehört die Heirat, und zwar als Versorgung und bürgerliche Position für ein Mädchen. Auch Fanny sieht sich beizeiten vor die Notwendigkeit gestellt, durch Heirat ihren Unterhalt und ihren Platz in der Gesellschaft zu sichern. Diese Zusammenhänge sind ihr zuwider. Sie plädiert für die Neigungsehe; eine Eheschließung nur um der Versorgung willen ist unter der Würde der Frau.

Zudem verläuft ihre Jugend »ungünstig« für derartige Pläne. Sie erlebt eine große Jugendliebe, es ist der Theologiestudent Leopold Bock. Sie lernt ihn im Hause einer Freundin kennen und ist tief beeindruckt von seiner Persönlichkeit und von seiner Liebe zu ihr, die sie sich gar nicht recht erklären kann. Er ist der Sohn eines Pfarrers aus dem Harz und will ebenfalls dort eine Landpfarre übernehmen. Fanny erklärt sich mit diesen Plänen einverstanden und richtet sich auf ihre künftige Rolle als Pfarrfrau ein, wenn sie sich auch sagen muß, daß sie eigentlich ganz andere Zukunftserwartungen hat. Doch das schiebt sie auch in ihren Erinnerungen noch auf ihre Unreife und gesteht Leopold zu, ihr »einen wahrhaft sittlichen innern Halt und meinem Gemütsleben die rechte Entfaltung zu geben« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 192). Er bestimmt ihre Lektüre, untersagt ihr das Tanzen, und vor allem die Taufe wird nun ein wichtiger Aspekt für sie, denn sie ist die Vorbedingung für die Bindung an Leopold. Doch die Taufe erfolgt erst nach der Trennung von Leopold.

Einerseits findet sie nur Worte der Hochachtung für Leopold und seinen Charakter. »Eine tiefe Liebe für das Vaterland, eine ebenso tiefe Hingebung an die im Christentume enthaltene Menschheitsidee, die strengste Sittenreinheit, eine wahre Heilighaltung des Weibes, ein Gefühl der Brüderlichkeit für die Mitmenschen, waren so fest in sein Herz geprägt, daß Geringes, Leichtfertiges oder gar Unwürdiges ihn nicht berühren konnte. Gut und sanft, wo er vertraute und verehrte, konnte er in die größte Heftigkeit oder in den kältesten Zorn geraten, wenn Unedles oder Frivolität ihm entgegenstrahlte« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 192). Andererseits aber empfindet sie instinktiv eine zu starke Abhängigkeit von ihm, die ihr auf Dauer nicht gemäß sein kann, selbst wenn sie sie verstandesmäßig bejahen will. »Die weibliche Natur hat aber so sehr den Instinkt ihrer Abhängigkeit von dem Manne, daß sie sich namentlich in der ersten Jugend unwillkürlich demjenigen zum Eigentum fühlt, der den Willen hat, sie als sein Eigentum anzusprechen. Ich wenigstens war von Leopold völlig beherrscht, lange ehe ich es wußte, und wenn ich hier und da mich gegen diese Herrschaft aufzulehnen suchte, so geschah das ebenfalls nur aus dem instinktiven Bedürfnis, meinen Willen nicht völlig zu verlieren, mir selbst nicht ganz und gar verloren zu gehen« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 191).

Diese Jugendliebe findet ein Ende, dessen Ursachen Fanny niemals erfährt. Es kommt zu kleinen Unstimmigkeiten zwischen Leopold und dem Vater, und eines Tages wird Leopold nicht mehr im Hause empfangen, Fanny muß die von ihm geliehenen Bücher zurückschicken, und sie gehorcht, ohne auf einer Erklärung zu bestehen. Auch als erwachsene Frau wagt sie den Vater nicht zu fragen, so daß sie nur sagen kann: »Damit endet eigentlich die Geschichte dieser Jugendliebe, deren Ausgang mir ein ungelöstes Rätsel geblieben ist« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 210).

Einen tragischen Beiklang bekommt die Geschichte allerdings dadurch, daß Leopold bald darauf erkrankt und stirbt. Freunde bringen Fanny die Nachricht von seiner Krankheit, nach seinem Tode erfährt sie, daß er sie gern noch einmal gesprochen hätte, aber ein Kontakt ergab sich nicht mehr, und sie hätte auch nicht gegen den Willen des Vaters zu handeln gewagt.

Ein gebrochenes Herz aber trägt sie eigentlich nicht davon. Sie bekommt Religionsunterricht, denn ihre Taufe soll nun bald stattfinden, und der Übertritt zum Christentum ist nicht nur wegen Leopold für sie von Bedeutung, sondern sie möchte auch selbst, nachdem sie die Verbindung mit Leopold aufgelöst hat, diesen Schritt tun. Berührungen mit dem Christentum hatte sie immer, nun erfolgt ein gezielter Religionsunterricht durch den Konsistorialrat Kähler, und so sehr sie sich fundierte Kenntnisse erwirbt, so deutlicher wird es ihr auch, grundlegende Dinge des Christentums nicht glauben zu können. Dennoch kann sie nicht mehr zurück, wesentlich auch beeinflusst durch die Mutter, die dem Judentum immer ablehnender gegenübersteht und die Taufe ihrer Kinder sehr begrüßt. Ingeheim lebt auch in Fanny immer noch eine Hoffnung auf eine Rückkehr Leopolds, die mit der Nachricht von seinem Tode erst endgültig zunichte wird. Wie zwiespältig sie jedoch zu beiden Religionen steht und wie wenig froh und überzeugt sie die Taufe empfangen hat, sagt sie mit deutlichen Wor-

ten. »Ich war mir bewußt, einen Entschluß, an den ich mit gutem Glauben, mit Liebe und mit Zuversicht herangetreten war, mit einer mir sonst fremden Heuchelei ausgeführt zu haben, weil mir der Mut gebrach, einen Irrtum einzugestehen und mich mit denen, welche ich am meisten liebte, in offenen Widerspruch zu setzen. Ich hatte mich vor mir selbst vergangen aus Menschenfurcht und Liebe, und wenn ich in jener Stunde, die immer einen Abschnitt in meinem Leben bezeichnete, auch keinen andern guten Vorsatz gefaßt hätte, so gelobe ich mir wenigstens, daß es das erste und das letzte Mal gewesen sein sollte, wo ich von dem Gott der Wahrheit und der furchtlosen Wahrhaftigkeit abgefallen wäre. Und ich glaube, daß ich dies gehalten habe. — Die Bedeutung und der Geist des Christentums als reinste Lehre der Befreiung und der Brüderlichkeit gingen mir aber erst in einer Zeit auf, in welcher die Tage der ersten Jugend schon sehr weit hinter mir lagen« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 217).

Politische Ereignisse wie die Revolution 1830 und der Ausbruch der Cholera in Königsberg 1831 nehmen die Gedanken der Menschen gefangen, ebenso die nationale Bewegung Polens und ihre Niederschlagung durch die Russen 1831, wodurch polnische Offiziere nach Königsberg emigrierten. Im Hause Lewald tritt ein anderes Ereignis in den Mittelpunkt: Der Vater entschließt sich, den Namen »Markus« abzulegen und den Namen »Lewald« anzunehmen, den seine Brüder schon seit zwanzig Jahren führen. Die Mutter ist gegen den Namenswechsel, während der Vater nur Vorteile darin sieht, einen jüdischen Namen ablegen zu können, besonders für die Söhne. Die Herkunft des Namens ist nicht ganz zu klären, aber Fanny vermutet die gelungene Erfindung eines Onkels. »Er hat für uns aber das höchst Angenehme damit erreicht, uns einen Namen vorzubereiten, der uns wenig Namensvettern gab und der uns also das leistete, was ein Name leisten soll — ein positives Kennzeichen zu sein« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 244).

Doch für Fanny tritt bald das Hauptproblem ihrer späteren Jugendjahre in den Vordergrund: Heirat und Versorgung. Heiratschancen sind nicht in Sicht, ihre Schwestern kommen auch allmählich in das heiratsfähige Alter, sie als Älteste sollte als erste versorgt sein — und so nimmt sie der Vater 1832 mit auf eine Geschäftsreise und zu Verwandten nach Berlin, Süddeutschland und Breslau. Ihre Freude an der Reise wird allerdings in Berlin schon empfindlich gestört, als die Verwandten deutlich zu erkennen geben, daß man allmählich einen Mann finden müsse, daß sie zu diesem Zwecke ja auch unterwegs sei, und daß sie sich folglich ruhiger, zurückhaltender und weniger klug zeigen müsse.

Aber sie hinterließ uns eine Beschreibung des Reisens in jener Zeit, wie sie anschaulicher kaum sein kann. Die Schnellpost braucht zweiundsiebzig Stunden von Königsberg nach Berlin, und das ist schon ein Fortschritt. Durch das Entgegenkommen des Conducteurs hat man Zeit, unterwegs einiges zu besichtigen. Fanny schildert uns Eindrücke aus Ostpreußen.

»In aller Gemächlichkeit besahen wir den Frauenburger Dom, die kopernikanische Wasserleitung, die, soviel ich mich erinnere, halb verfallen war, besuchten in Marienburg das in seiner Art einzige Ritterschloß, die Marienburg, das der deutsche Orden gegründet, und gingen gemächlich in dem freundlichen Elbing spazieren [...]. Die lange Tuchler Heide, die

ganze Reihe häßlicher, kleiner Judenstädte, durch die wir in Westpreußen zu fahren hatten, boten doch immer etwas dar, was mich beschäftigte [...]« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 6).

Erst nach einem Jahr kehrt Fanny in ihre Vaterstadt zurück. Sie besucht mit ihrem Vater Leipzig, Heidelberg, Baden-Baden; sie hört fasziniert den Bruder des Vaters von seiner Begegnung mit Goethe erzählen, lernt einen Bruder Rahels von Varnhagen und Ludwig Börne kennen. Dann reist der Vater allein weiter, während Fanny von den Verwandten mit nach Breslau genommen wird. Dort lernt sie ihren Vetter Heinrich Simon kennen, eine Begegnung, die für ihr weiteres Leben entscheidend sein wird. Er ist Jurist, bereitet sich bei dem Breslauer Oberlandesgericht für das Assessor-Examen vor und hat bereits ein unglückliches Schicksal hinter sich: Ein Duell brachte ihm eine Zuchthausstrafe ein. Durch ihn lernt sie die Ideen des Jungen Deutschland kennen. »In Deutschland war ebenfalls ein neues Geschlecht in der Literatur herangereift. Heines Reisebilder und französische Zustände, Börnes Mitteilungen aus Paris vermittelten das französische Leben mit dem deutschen und trugen das Verlangen nach freier Selbstbestimmung in den persönlichen Verhältnissen nur noch lebhafter nach Deutschland hinüber« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 65). Mit den Freiheitsgedanken verbunden sind auch die Forderungen nach der Judenemanzipation, wie denn auch viele Vertreter des Jungen Deutschland jüdischer Herkunft sind. Außer Heinrich Heine soll hier nur Börne genannt werden, 1778 als Löb Baruch im Frankfurter Getto geboren, demokratisch gesinnter Journalist und Kämpfer für die Judenemanzipation, ließ sich 1818 taufen und starb 1837 in Paris. Auffallend ist der Widerspruch, der auch bei Heinrich Heine zu entdecken ist: Vorkämpfer der Judenemanzipation legen selbst ihre jüdische Religionszugehörigkeit ab.

Heinrich Simon, der Fanny zum bedeutenden Kameraden wird, gehört später zur Frankfurter Nationalversammlung und ist ein Sprecher der gemäßigten Linken. 1849 wird er Mitglied der Reichsregentschaft, flieht nach Auflösung des Parlaments in die Schweiz und wird 1851 in Abwesenheit zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Er stirbt 1860 im Alter von 55 Jahren. Fannys Verehrung für ihn bleibt, auch nach schweren Gefühlskämpfen. »Und bis die Dankbarkeit des Volkes, für dessen Recht und Freiheit Heinrich Simon gestritten und gelitten, ihm am Wallensee, der ihn in der Fülle seiner Kraft begraben, das Denkmal errichtet, welches den vorüberziehenden Deutschen an einen der mutigsten und besten Söhne seines Vaterlandes mahnt, mögen diese Blätter, welche liebevolle Erinnerung aneinander reihte, seinem teuren Andenken gewidmet sein« (Lebensgeschichte, Band 3, S. 142).

Doch zunächst wächst eine tiefe Liebe zu Heinrich Simon in ihr, die jedoch nicht in dem Umfange erwidert wird. Sie beschreibt ihn als einen »der schönsten jungen Männer, die ich gekannt habe« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 77). Seine »Gesichtsbildung, die in späteren Jahren die auffallendste Ähnlichkeit mit dem Moseskopfe von Michelangelo, dem Idealbilde des jüdischen Typus zeigte, hatte damals bei aller Kraft der Formen doch etwas Leidendes« (ebd. S. 77). Sie schwärmt von seiner Stimme und von seinen sportlichen Fähigkeiten. Hinzu kommt die überaus harmonische Beziehung zu seiner Mutter, ihrer Tante, die ihre Ge-

fühle allgemein intensiviert. »Zum ersten Mal in meinem Leben genoß ich das Glück, mich gegen eine Frau, die ich von ganzer Seele verehrte, frei und offen aussprechen zu können. Meiner Mutter und auch meinem Vater gegenüber war das eine Unmöglichkeit für mich gewesen. Vor der Tante konnte ich mein Verlangen nach einer umfassenden Bildung kundgeben, ohne ihr selbst damit, wie meiner Mutter, zu nahe zu treten oder sie zu verletzen; vor der Tante konnte ich von meinem Verlangen nach Unabhängigkeit, von meiner Lust, die Welt und die Menschen kennenzulernen, reden, vor ihr konnte ich, ohne dafür Zurechtweisungen zu befürchten, es aussprechen, daß eine nur um der Versorgung willen geschlossene Ehe mir als eine Erniedrigung der Ehe und als eine Unsittlichkeit erscheine, zu welcher ich mich niemals hergeben würde« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 84).

Nach Königsberg zurückgekehrt, lebt sie weiterhin in ihrem Elternhaus, im Herzen eine Neigung, die keine Erfüllung findet. Als sie von Heinrichs Liebe zu einer anderen Frau erfährt, die sich für ihn allerdings auch nicht erfüllt, ist es für sie »Weltuntergang«. Sieben Jahre hat sie auf eine Erklärung Heinrichs gehofft, nun ist diese Hoffnung endgültig zunichte. Dabei verteidigt sie den Geliebten. »Er hatte empfunden und gehandelt, wie Tausende von Männern handeln, weil sie sich um ihr Geschick, sich und ihre Zufriedenheit, sich und die Gestaltung ihrer Zukunft höher und wichtiger schätzen als das Weib und dessen Los —« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 199/200). »und dessen Los« — die Abhängigkeit der Frau von der »Erwählung« durch den Mann tritt hier wiederum zutage. Ihre Zukunft scheint endgültig zerstört.

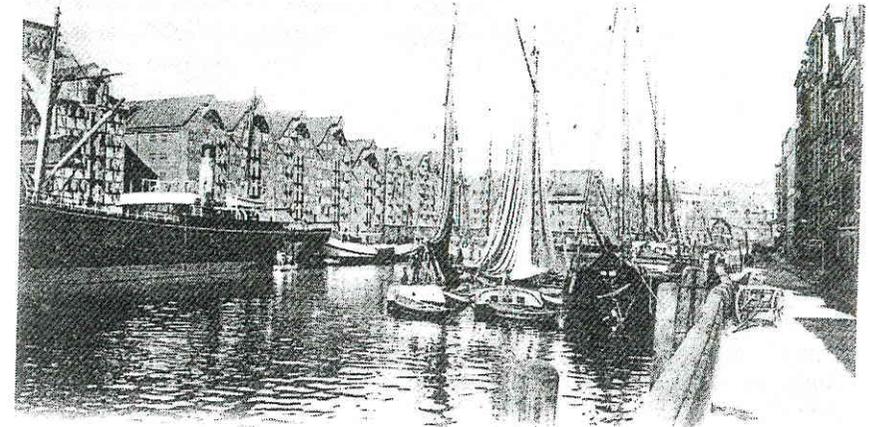
Fannys Leben in ihrem Elternhause ist nicht glücklich, kann es auch gar nicht sein. Die »innersten Elemente unseres Familienlebens« hätten sie unglücklich gemacht, schreibt sie, ohne ihren Angehörigen etwas vorwerfen zu wollen. »Wir litten alle, ich direkt und die Meinen indirekt, von der falschen, auch jetzt noch herrschenden Sitte, welche die Töchter der Mittelstände über die Jahre der Kindheit und Jugend hinaus zum nutzlosen Hinleben in den Banden der Familie verdammt, auch wenn sie denselben lange entwachsen und in jedem Betrachte für ein selbständiges Leben und Walten reif geworden sind« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 233). »Leidensjahre« nennt sie denn auch diese Zeit ihres Lebens.

Der entscheidende Anstoß zu ihrem Beruf als Schriftstellerin kommt dann auch von einem Mann. Ein Verwandter des Vaters, August Lewald, druckt in dem Journal »Europa«, das er in Stuttgart herausgibt, anfangs Teile aus Fannys Briefen ab. Dann bittet er sie um einen genauen Bericht über die Huldigungsfestlichkeiten für König Friedrich Wilhelm IV. am 10. September 1840 in Königsberg. Das grandiose Ereignis in Königsberg wird von Fanny auch in ihren Lebenserinnerungen noch ausführlich geschildert. »In jedem Hause war es voll von Gästen aus der Umgegend, die ihre Freunde und Bekannten als ebenso willkommene Gäste mit sich brachten [...] die Pedanterie des steifen Umgangstones war vor dem Gefühl einer gemeinsamen, freudigen Erwartung gewichen [...] überall tünchte man in der Eile noch die vernachlässigten Häuser an, besserte man das Straßpflaster und die Brücken aus und fuhr man ganze Wälder von Laub und Tannen herbei, um die Girlanden zur Ausschmückung der Stadt zu fertigen. Es gingen Wunderdinge vor, und wir waren auf

*Großes gefaßt*« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 264/65). Sie beschreibt den Festzug vom Brandenburger Tor bis zum Schloß, die Straßen von Tausenden von Menschen gesäumt. »Die Königin fuhr in langsamem Schritt in einem offenen Wagen, ihr zur Rechten ritt der König in einer militärischen Galauniform, links vom Wagen der Prinz von Preußen. Sie waren damals beide schöne, sehr gebietende Gestalten, und die alten Leute, welche sich noch der Königin Luise erinnern konnten, fanden Friedrich Wilhelm IV. seiner Mutter in den Zügen, wie in dem freundlichen Ausdruck seiner Mienen, auffallend ähnlich. Der König ritt so langsam, daß die Menge sich dicht an sein schönes Pferd herandrängte, und da weder Militär noch Gensd'armes anwesend waren, ihm Platz zu schaffen, bog er selbst sich von Zeit zu Zeit hernieder, um freundlich die Bitte auszusprechen: 'Kinder! Laßt mich durch!' Seine Heiterkeit, die sichtlich Ergriffenheit der Königin gewannen ihnen die Neigung der Menge, und es ist etwas Großes um das Glück, sich als Herrscher von einem Volk geliebt zu wissen« (ebd. S. 267). Die Huldigung selbst findet im Schloß statt, das man für diesen Zweck sogar ein wenig umgebaut hat. »Vor dem ersten Stockwerk des Schloßflügels hatte man nun einen Balkon erbaut. Er war in der Mitte hoch, an den Seiten niedriger, trug den Thron und gewährte auf seinen beiden Seitenflügeln Raum für die höchsten Beamten des Zivil und Militär. Ein Sammetdach deckte den Thron, eine scharlachbeschlagene Treppe führte in den Hof hinunter. An dem Aufgange flatterten auf hohen Standarten die preussischen Fahnen, während Fahnen mit den Wappen von Ostpreußen und Litauen, von Westpreußen und von Posen die Abteilungen bezeichneten, in denen die Deputierten der verschiedenen Provinzen sich dem Throne gegenüber zu versammeln hatten. Links von demselben war eine niedere Estrade für die lutherische, rechts eine für die katholische Geistlichkeit errichtet. — Der rechte und der linke Flügel des Hofes waren mit den für das Publikum bestimmten Tribünen umgeben« (ebd. S. 270).

Den Huldigungseid verliest ein Regierungsrat, »der wie aus einer Brust nachgesprochen wurde und von dem man jede Silbe vernahm, obgleich mehr als zwölftausend Menschen auf dem beschränkten Raume beisammen waren« (ebd. S. 271). Der Schwur des Königs ruft Tränen der Begeisterung bei Männern und Frauen hervor. »Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehen der Person, ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände, aller Konfessionen und aller Volksstämme mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern — und ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser teures Vaterland!« heißt es unter anderem (ebd. S. 271).

Die Wirkung auf das Volk ist überwältigend. »Aufgeregt, voll Vertrauen, voll Erwartung und voll Hoffnung kehrten die Menschen in ihre Behausungen zurück. In allen Häusern hatte man Gäste, gab es sozusagen offene Tafel, stand das Gabelfrühstück auf dem Tische. Die älteren Personen sagten, so aufgeregt, so unruhig sei es in Königsberg seit der Franzosenzeit nicht gewesen [...]. Man wollte von den andern hören, daß man dies alles wirklich erlebt, daß ein König von Preußen aus freiem Antriebe also zu seinem Volk geredet habe



Königsberg i. Pr.

Am Pregel

[...] Es gibt gar nichts, das liebenswürdiger wäre, als ein zur Hoffnung aufgeregtes Volk!« (ebd. S. 272/73)

Der Bericht gefällt ihrem Onkel, wie man sich vorstellen kann, außerordentlich, und er schreibt an seinen Vetter David, daß seine Tochter schriftstellerisches Talent habe und dieses auswerten solle. Fanny ist überwältigt, als der Vater ihr den Brief zu lesen gibt. Sie hat zwar schon Schreibversuche unternommen, aber wenig Vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten gehabt.

Nun eröffnet sich ihr eine Zukunftsperspektive, ein Lebensinhalt, ein Beruf!

»Es war mir ein Blick aus der Wüste in das gelobte Land, es war eine Aussicht auf Befreiung, es war die Verwirklichung eines Gedankens, die Erfüllung eines Wunsches, die ich mir einzugestehen nicht getraut hatte« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 276).

»Also eine Schriftstellerin!« sagte der Vater, als das erste Honorar eintrifft. Sie braucht seine Erlaubnis zu diesem neuen Wege, auch mit dreißig Jahren. Die Familienstruktur des Biedermeier verlangt auch von der erwachsenen Tochter unbedingten Gehorsam. »Nur das Eine bedinge ich mir ganz ausdrücklich aus, es darf niemand [...] das geringste von Deiner Schriftstellerei erfahren«, schreibt der Vater ihr vor, um dann hinzuzufügen: »Gott gebe Dir Glück dazu!« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 286/287).

Fannys erste Romane erscheinen anonym. 1843 kommt der Roman »Clementine« bei Brockhaus in Leipzig heraus, in dem sich Fanny leidenschaftlich mit der bürgerlichen Versorgungsehe auseinandersetzt. Sie läßt ihre Heldin ihre eigenen Auffassungen über die Bedeutung der Ehe und ihren Mißbrauch mit engagierten Worten darlegen. Sie selbst wehrte sich auch mit flammenden Worten gegen eine Heirat mit einem Landrat, den man für sie ausgesucht hatte. Der Vater stellte ihr seinerzeit die Notwendigkeit ihrer Versorgung vor Augen und die ehren-

volle Stellung als Frau eines Landrates, der zudem zweifellos ein Ehrenmann sei. Sie dagegen sah nur eine unglückliche Ehe auf sich zukommen und wollte sich nicht »für ein gutes Auskommen einem Manne verkaufen«. Sie fühlte sich von ihrem geliebten Vater unverstanden und zutiefst verletzt. *»Es lebte in mir ein großer, starker Glaube an eine hohe Liebe und an eine idealische Ehe, die mir ein Heiliges war; es lebte in mir das Gefühl von der wahren Menschenwürde, die man erniedrigt, wenn man den Menschen zwingen will, gegen sein eigenes Wesen zu handeln; und all der Jammer, all die Kränkung, all die zornige Empörung, welche aus tausend Frauenherzen den Aufschrei nach Emanzipation hervorgebracht haben, ich habe sie von jener Stunde an zu empfinden nicht aufgehört, bis ich erreicht, was ich bedurfte, mich vor der beleidigenden Zumutung zu sichern, welche in den Worten liegt: 'Was soll denn aus Dir werden?'[...] Wer aber unsere sozialen Einrichtungen, unsere geselligen Sitten und unser Familienleben, so wie sie sich jetzt gestaltet haben, zu lobpreisen vermag, wenn diese Frage einmal an ihn gerichtet worden ist, der hat nicht viel in sich von dem wahren Ehrgefühl und Schamgefühl, ohne die weder Mann noch Frau sich selbst achten oder wahre Achtung verdienen können«* (Lebensgeschichte, Band 2, S. 137).

1843 erscheint auch der zweite Roman »Jenny« — »Clementine« ist bereits 1841 entstanden —, der eine Jüdin zur Heldin hat, die aus Liebe zu einem Kandidaten der Theologie zum Christentum übertritt. Doch fehlt ihr die rechte Glaubensüberzeugung, und die Verlobung findet ein Ende. Fanny Lewald verarbeitet hier wohl ihre Jugendliebe, aber auch ihre lebenslange Auseinandersetzung mit Judentum und Christentum. Sie erklärt zwar deutlich, sie habe nicht die Person ihres Jugendgeliebten Leopold Bock übernommen, denn sie habe bei ihrem Schreiben niemals etwas wirklich Geschehenes einfach abgebildet, aber ihre Gedanken und Konflikte habe sie durchaus verarbeitet. Beide Romane sind erfolgreich, aber den schönsten Erfolg erfährt Fanny, ihrer eigenen Darstellung gemäß, einmal bei einem Kuraufenthalt in Teplitz. Eine Landsmännin von ihr, eine Königsbergerin, sucht ihre Nähe, um ihr eines Tages zu sagen: *»Ich habe Ihnen für das Höchste zu danken, was ein Mensch dem andern verdanken kann. Sie haben mein Herz von einem großen Fehler und meinen Verstand von einem schweren Irrtum geheilt.' Sie drückte mir dabei die Hand, ich wußte nicht, was ihre Worte bedeuteten. 'Sie kennen ja', sagte sie fortfahrend, 'das große Vorurteil, welches die Christen gegen die Juden hegen. Dies Vorurteil, ja diesen Widerwillen und Haß gegen die Juden habe ich im vollen Maße geteilt und mir noch etwas darauf eingegeben, bis ich im vorigen Jahre Ihren Roman, Ihre 'Jenny' gelesen habe. Tag und Nacht ist mir es danach im Sinne herumgegangen, gegen wie viele Menschen ich mich hochmütig versündigt habe, und ich habe mich meiner Härte und meiner Verblendung von Herzen geschämt und ein rechtes Verlangen danach getragen, Ihnen einmal zu begegnen und Ihnen zu sagen, was Sie an mir getan.' — Sie legte mir dabei ihre Hände auf die Schultern und sah mich mit ihren tränenschweren Augen freundlich an. 'Gott gebe Ihnen Glück!' sprach sie darauf mit bewegter Stimme, indem sie mich umarmte. 'Wer so warm gegen Vorurteile und für die Menschlichkeit spricht, dem wird es wohlgehn in der Welt. Gott gebe Ihnen Glück, recht viel Glück, mein liebes Kind!'«* (Lebensgeschichte, Band 3, S. 152/53).

Das Schreiben bedeutet für Fanny eine physische und psychische Anstrengung. Sie leidet unter Nervenzufällen und verstärkten Herzkrämpfen, die sie schon früher heimgesucht haben. Der behandelnde Arzt darf von ihrem angestregten Schreiben nichts wissen. Er sieht in ihren Herzanfällen und in der Gewichtsabnahme schlichtweg Hysterie. *»[...] und als er mich eines Tages in einem heftigen Weinkrampf antraf, erklärte er mir sehr energisch, wie seine Kunst solcher Art von Nervenleiden gegenüber völlig machtlos sei, wie mir gar nichts zu meiner Herstellung übrig bleibe, als mich gewaltsam zusammenzunehmen und jene Selbsterziehung zu beginnen, die in Selbstbeherrschung bestehe, und ohne welche ich für mein ganzes Leben verloren sein würde«* (Lebensgeschichte, Band 3, S. 15). Fanny kämpft gegen diese »weibliche Schwäche« an.

1841 stirbt die Mutter, ein schwerer Einbruch in das Familienleben. Sie war stets leidend und krank und bedurfte immer der besonderen Pflege; sie wurde nur 51 Jahre alt. Für den Vater bedeutet der Tod der Ehefrau einen schweren Schicksalsschlag, den er jedoch mit derselben preußischen Selbstdisziplin trägt, zu der er seine Kinder erzogen hat. *»Ich habe nie einen Mann gesehen, der ruhiger und darum erschütternder in seinem Schmerze war als er. Er preßte, wenn er weinte, die Lippen fest zusammen, und die Tränen flossen ihm dann still und sanft über sein schönes Antlitz«* (Lebensgeschichte, Band 3, S. 40). Sie bleibt die liebende Tochter des Vaters — er liest auch jedes Manuskript von ihr, bevor sie es wegschickt, und auch ihre Brüder haben ein Urteil darüber zu fällen —, aber ihre Verehrung und aufrichtige Neigung zur Mutter wird auch deutlich, trotz der Konflikte, die sie mit der Mutter durchzustehen hatte. Der Tod der Mutter hat zunächst eine kaum zu schließende Lücke hinterlassen. *»Das Haus war, als hätten es alle seine Bewohner verlassen, nun die Mutter nicht mehr da war, welche den Mittelpunkt unserer Vorsorge und unserer Leistungen gebildet hatte. Diese Öde, die nach jedem ähnlichen Verluste eintritt, hat etwas Furchtbares; die Gedanken entbehren ihres gewohnten Zieles, eine geistige Lähmung befällt uns, und wir erholen uns von ihr nur langsam, um die grausenhafte Notwendigkeit der Endlichkeit in ihrer ganzen Schwere zu empfinden, um mit Zittern daran zu denken, daß nichts von allem, was wir an geliebten Menschen besitzen, uns dauernd gegönnt ist. Der erste Todesfall, welcher uns so nahe trifft, nimmt uns ein für allemal die Sicherheit des Daseins; und wer erst einen seiner Geliebten hat sterben sehen, der sieht das Todeszeichen jedem ihm teuren Haupte aufgedrückt und betrachtet jeden Tag des Lebens und des Zusammenseins mit den Geliebten als eine Gunst, die durch werktätige Liebe verdient sein will«* (Lebensgeschichte, Band 3, S. 41).

Fanny löst sich erst nach und nach vom Elternhaus. Im Hochsommer 1843 entschließt sie sich, ihre Vaterstadt Königsberg zu verlassen und nach Berlin zu ziehen. Der Aufenthalt in Berlin ist noch nicht ganz endgültig; eine eigene Wohnung bezieht sie noch nicht. Von Berlin fährt sie nach Breslau, trifft dort mit ihrem Vetter Heinrich Simon zusammen und macht ihren Frieden mit ihm, nachdem die unglückliche Liebe Jahre ihres Lebens überschattet hat. Ihre leidenschaftlichen Gefühle für Heinrich sieht sie nun mit Abstand, ja teilweise sogar als Irrtümer an, nachdem es zu einer entscheidenden Aussprache mit ihm gekommen ist. Aber

sie nimmt dankbar die nun lebenslange Freundschaft mit ihm an. Mit bewegten Worten beschreibt sie jenen abendlichen Spaziergang, der die entscheidende Aussprache mit sich brachte. *»Und wir gingen und gingen, und setzten uns nieder, und gingen wieder, und erzählten einander in Stunden den Inhalt langer, langer Jahre, und mit dem Tau, der erfrischend durch die Luft zu ziehen begann, floß manche Träne der Erinnerung auf die Wangen hernieder, und unter dem hellen Mondlicht hellte sich alles, alles auf, was dunkel zwischen uns gewesen war, und wie der Mond hinabsank, sank die ganze Vergangenheit mit ihren Trübungen und Irrtümern, mit ihrem Verschulden und Erleiden für immer und ganz und gar in die Nacht hinab; und ein heller Tag der Neigung und des felsenfesten Vertrauens stieg daraus empor, der uns zu Freunden machte, und uns geleuchtet, nicht mir und dem Geliebten meiner Jugend allein, sondern allen denen, die das spätere Leben ihm und mir zu eigen gegeben, in ungetrübter Klarheit, bis zu der Stunde, da wir alle den teuren Mann verloren haben«* (Lebensgeschichte, Band 3, S. 140/41).

In Berlin aber eröffnet sich ihr nach anfänglichen Problemen des Alleinseins eine ganz neue Lebensperspektive. Zwar kehrt sie noch einmal nach Königsberg zurück, um dann aber doch einzusehen, daß ein ungestört produktives Schreiben im Hause der Familie nicht möglich ist. Sie braucht also eine gewisse »Anlaufzeit«, bis sie sich entschließt, eine bescheidene Wohnung zu mieten und sich auf Dauer auf ein selbständiges Leben einzurichten. Doch nimmt sie in Berlin bei jedem Aufenthalt am gesellschaftlichen und geistigen Leben der Stadt teil. Durch ihren beginnenden Ruf als Schriftstellerin und durch Beziehungen bekommt sie Zugang zu den Salons und hat Gelegenheit zu Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten und zum Kontakt mit der zeitgenössischen Avantgarde.

Sie trifft den Komponisten Franz Liszt, und zwar im Hause der Fanny Mendelssohn, der Schwester Felix Mendelssohns, die mit dem Maler Wilhelm Hensel verheiratet ist und selbst komponiert. *»Sie war klein und, die seelenvollen, mächtigen Augen ausgenommen, eigentlich unschön, aber sie hatte einen scharfen Verstand, war sehr unterrichtet, sehr selbstbestimmt und als Musikerin ihrem Bruder ebenbürtig«*, schreibt Fanny Lewald über sie (Lebensgeschichte, Band 2, S. 105). Man hat erst kürzlich die Bedeutung dieser Pianistin und Komponistin von 600 Liedern erkannt. Sie wurde nur 42 Jahre alt (1805—1847), und Vater und Bruder untersagten ihr das Komponieren großer Werke. Das geschah dann heimlich, denn auch die Veröffentlichung wurde von ihrem Vater und ihrem Bruder Felix verboten. Besonders tief beeindruckt Fanny der Verkehr mit Geheimrat Karl August Varnhagen von Ense (1785—1858), dem Gatten von Rahel von Varnhagen geb. Levin, selbst Journalist und Publizist. Zu diesem Zeitpunkt ist Rahel Varnhagen bereits verstorben; Fanny hat als junges Mädchen mit Begeisterung ihre Briefe gelesen. Nun findet sie Worte voller Verehrung für den Geheimrat. *»Nachsichtiger, bereitwilliger im Anerkennen und Fördern junger Personen und jugendlicher Bestrebungen als eben er ist schwerlich jemand gewesen. Bei großer, persönlicher Würde und gemessener Zurückhaltung ließ er die Jüngern das Übergewicht nie drückend empfinden, welches seine Jahre ihm über uns verliehen, wenn schon er beständig*

*geneigt war, uns den reichen Schatz seiner Erfahrungen freundlich zugute kommen zu lassen«* (Lebensgeschichte, Band 3, S. 197).

Fanny lernt das Schriftstellerehepaar Theodor und Clara Mundt kennen. Theodor Mundt (1809—1861) war Dozent und seit 1850 Bibliothekar an der Berliner Universität. Seine Frau Clara (1814—1873) veröffentlichte unter dem Pseudonym Luise Mühlbach Romane und setzte sich auch mit der Frauenemanzipation auseinander. Besonders erwähnt Fanny den Schriftsteller Theodor Mügge (1806—1861), Verfasser von Reisebeschreibungen und historischen Romanen. Eine besonders eindrucksvolle Begegnung erfolgt mit der Schriftstellerin Therese von Bacheracht (1804—1852), mit der sie enge Freundschaft schließt. Sie ist begeistert von ihrer Schönheit und ihrer Persönlichkeit und zutiefst erfreut, als diese von ihr bewunderte Frau ihre Freundschaft sucht.

Fanny unternimmt viele Reisen: eine Badereise nach Franzensbad, eine Studienreise nach Prag, kehrt für einige Monate nach Königsberg zurück, um dann 1845 zu der großen und für sie schicksalhaften Reise nach Italien aufzubrechen. Dort lernt sie ihren späteren Mann kennen, den Schriftsteller und Gymnasialprofessor Dr. Adolf Wilhelm Theodor Stahr, den sie 1854 heiratet.

Bis zu ihrer Italienreise erfahren wir ihren Lebenslauf sozusagen aus erster Hand, nämlich von Fanny Lewald selbst in ihrer »Lebensgeschichte«. Die drei Bände gliedern sich nicht nur chronologisch, sondern auch thematisch. »Im Vaterhause« beschreibt ihre Kindheits- und Jugendjahre bis zur ersten großen Reise nach Berlin, Süddeutschland und Breslau 1832. Der erste Abschied von Königsberg bildet das Ende des ersten Bandes. Es ist zugleich auch ein endgültiger Abschied von der Jungmädchenzeit, denn nun kommt für Fanny das Erwachsenwerden, und das heißt nach herkömmlicher Vorstellung: Brautstand, Heirat und Ehe. Die Zeit der unerfüllten Hoffnungen, des nutzlosen Wartens, der enttäuschten Liebe und der Unausgefülltheit nennt sie »Leidensjahre«. Ein Jahrzehnt umfaßt der zweite Band ihrer Lebenserinnerungen, Leidensjahre, denen erst mit der Entscheidung zum Beruf der Schriftstellerin ein Ende gemacht wird. Dann kommen für Fanny »Befreiung und Wanderleben«, so der Titel des dritten Bandes. Die Übersiedlung nach Berlin, Reisen und die allmähliche Etablierung als anerkannte Schriftstellerin eröffnen ihr neue Perspektiven, auf die sie schon nicht mehr zu hoffen gewagt hatte.

Ihr schriftstellerisches Werk, das heute fast in Vergessenheit geraten ist, ist umfangreich. Nach den Romanen »Clementine« (1843) und »Jenny« (1843) und »Eine Lebensfrage« (1845), in dem es um die Ehescheidung geht, erscheint der satirische Roman »Diogena«, eine Periflage auf die sentimental Romane der Gräfin Ida Hahn-Hahn (1805—1880), die eine durchaus bekannte Autorin war, Gedichte und vor allem Romane verfaßte, die nur in aristokratischen Kreisen spielten und die unglückliche Liebe von Gräfinnen zum Thema hatten. Das störte Fanny stets, obwohl die Gräfin Hahn-Hahn durchaus auch für weibliche Befreiung und Autonomie eintrat.

Eine historische Roman-Trilogie ist »Prinz Louis Ferdinand« (1849) mit dem Untertitel »Ein Zeitbild«, die die Gesellschaft Berlins um die gebildeten Jüdinnen zum Thema hat; Rahel

Varnhagen von Ense (1771—1833) wird darin ein Denkmal gesetzt; in ihrem bedeutenden literarischen Salon in Berlin trafen sich viele bekannte Zeitgenossen. Ebenso arbeitet der Roman »Wandlungen« (1853) in vier Bänden ein politisches Thema auf: die demokratische Bewegung von 1848. Reisebeschreibungen gehören ebenfalls zum Werk Fanny Lewalds. »Italienisches Bilderbuch« (1847), »Dünen- und Berggeschichten« (1851), »England und Schottland« (1852).

Die Reihe der Romane und Novellen ist schier unübersehbar. »Adele« (1855), »Die Kammerjungfer« (1856), »Die Reisegefährten« (1858), »Deutsche Lebensbilder« — Erzählungen (1856). Die sogenannten »Neuen Romane« entstehen von 1859—1864: »Schloß Tannenburg«, »Graf Joachim«, »Emilie«, »Der letzte seines Stammes«, »Mamsell Philippinens Philipp«, und Erzählungen von ostpreußischem Landleben, die uns heute besonders wertvoll als Neuauflage wären: »Das Mädchen von Hela« und »Der Seehof«. Erzählungen erscheinen unter den Titeln »Bunte Bilder«, »Gesammelte Novellen« und »Osterbriefe für Frauen«. Ein vierbändiger Roman »Von Geschlecht zu Geschlecht« (1864—1866) beschreibt die Auflösung eines alteingesessenen Adelsgeschlechtes. Erzählungen sind zu nennen: »Vornehme Welt«, »Das Mädchen von Oyas«, »Die Dilettanten«, »Jasch«, »Villa Reunione« (1866—1868). Man muß ohnehin die große Produktivität der Autorin bewundern. Sie gibt nebenbei ihr Tagebuch »Sommer und Winter am Genfersee« (1869) und Briefe »Für und wider die Frauen« (1870) heraus, um zugleich noch die Erzählungen »Nella« (1870) und »Die Unzertrennlichen« sowie »Pflegeeltern« (1871) zu schreiben. Die Romane »Die Erlöserin« (1873) und »Benedikt« (1874) sowie die Künstlerromane »Benvenuto« (1875/76) und »Helmar« (1880) werden von Fanny selbst mehrmals erwähnt. Es kommen hinzu: »Neue Novellen« (1877), »Zu Weihnachten« — 3 Erzählungen« (1880), die Novelle »Vater und Sohn« (1881), »Treue Liebe« (1882), wiederum Briefe aus den Jahren 1879—1881 unter dem Titel »Vom Sund zum Posilipp«, der Roman »Stella« (1883) und »Im Abendrot« (1885).

Der letzte dreibändige Roman ist für die Ostpreußen von besonderer Bedeutung. »Der letzte Roman 'Die Familie Darnier' in drei Bänden (1887/88) führt den Leser in ihre (Fanny Lewalds) Geburtsstadt, in die Jahre 1803 bis 1813: Franzosen und Russen, aber auch die Preußen in Königsberg (Pr); ein geschichtlicher Roman aus bürgerlichem Umkreis und von bürgerlicher Auffassung, um Menschen, die sich ganz von unten her aus eigener Kraft zu Wohlstand und Ansehen emporarbeiten, ein preußischer Roman aus napoleonischer Zeit, ein ostpreußischer Heimatroman: Von der Königin Luise bis zu den Speicherarbeitern wird ein reich belebter Querschnitt durch das Leben des Volkes dieser Zeit gegeben. Die Ostpreußen schildert den Druck der französischen Gewaltherrschaft und die Erhebung nach dem russischen Feldzug und der Tat des Grafen Yorck von Wartenburg [...]. Die Erzählungen und Romane, die auf dem Boden ihrer ostpreußischen Heimat spielen, gehören zu den gelungensten [...]« (Rudolf K. Becker, »Also eine Schriftstellerin ...«, Ostpreußenblatt vom 5. August 1989, S. 9).

Fanny Lewalds eigene Aussagen über den Beruf und die Arbeitsweise des Schriftstellers sind praxisorientiert und unverändert gültig. Das Schreiben verlangt präzise Recherchen und ver-

antwortungsbewußten Umgang mit der Sprache. Das ist auch ihr unmißverständliches Urteil, wenn sie um Rat gefragt wird. »Der Glaube, daß man durch Inspiration etwa auch die Regeln der deutschen Grammatik und Einsicht in die Technik der verschiedenen Gewerbtätigkeiten empfangt, daß man durch seine idealen Entpfindungen den deutschen Satzbau und die Kulturzustände der Vergangenheit oder die Sitten und Gebräuche der vornehmen Welt und des Auslands kennenlerne, hat mir später oft recht viel zu schaffen gemacht, wenn meine jungen Kolleginnen mir die meistens etwas unbequeme Ehre erzeugten, mein Urteil über ihre Leistungen, d.h. meine Bewunderung für dieselben zu verlangen. Sagte ich einer Dame: 'Sie haben gewiß Talent, aber Sie müssen Grammatik lernen, denn Sie brauchen die Konjunktive und selbst die Präpositionen falsch!' so sprach die junge Muse mir natürlich alles tiefe Gefühl und alle 'poetische' Empfindung ab [...]« (Lebensgeschichte, Band 3, S. 17).

Das Talent muß gegeben sein, aber Regeln und Techniken müssen gelernt werden. »Keinem Maler, keinem Bildhauer, keinem Schauspieler, keinem Architekten oder Musiker fällt es ein, daß er seine Kunst vor dem Publikum ausüben könne, ohne ihre Regeln, ihre Technik, ihre Gesetze studiert, ohne sie durch eine gewisse Praxis erlernt zu haben; nur mit der Dichtkunst, mit dem Schreiben für die Öffentlichkeit solle es nach der Meinung vieler Frauen und auch vieler Männer anders sein [...]« (Lebensgeschichte, Band 3, S. 18/19). Das dichterische Schaffen stellt sie als ein Erschaffen, ein Erfinden im ursprünglichsten Sinne dar. Die romantische Auffassung vom Künstler als dem »Schöpfer«, »Beschwörer«, »Priester« klingt hier an, und an Novalis (Friedrich von Hardenberg 1772—1801), wegweisender Dichter der Romantik erinnert auch ihre Erkenntnis, daß die erschaffenen Figuren selbständig werden müssen, also lebendig und glaubwürdig und eben lebensecht, und sich dabei von ihrem Schöpfer sozusagen »emanzipieren« müssen. Novalis sieht die Größe eines Kunstwerkes darin, daß es sich immer weiter von seinem Schöpfer entferne. Fanny Lewald sagt: »Der Dichter hat die Macht, seine Menschen aus dem Nichts hervorzurufen, er kann sie beschwören, sie an einen bestimmten Platz hinstellen, ihnen eine angemessene Tätigkeit überweisen, aber sind sie erst da, haben sie Gestalt gewonnen, sind sie in Tätigkeit und in Verbindung zueinander getreten, so wird der Meister, der sie schuf, zum Knechte; sie werden, wenn sie wirklich lebensfähig sind, selbsttätig und aus innerer Notwendigkeit frei, und es bleibt dem Dichter nur das Gewährenlassen und das Vorbereiten und Zurechtlegen der Umstände, an welchen die erdichteten Personen ihre Individualität zu entwickeln haben [...]« (Lebensgeschichte, Band 3, S. 165).

Die Personen müssen in sich stimmen, ihr Handeln und auch ihr Lebensgeschick müssen sich aus ihrer Persönlichkeitsstruktur und aus ihrer Psyche ergeben, und diese Zusammenhänge müssen dem Leser durchschaubar sein. »[...] und wo man für ein Dichtwerk eine andere Lösung wünscht, als der Dichter sie hingestellt hat, wo man verlangt, seine Personen möchten so oder anders gehandelt haben, da liegt die Möglichkeit solcher Verlangnis eben nur darin, daß entweder der Leser nicht achtsam genug in das eigentliche Wesen der Dichtung eingegangen ist, was leider nur zu häufig geschieht, oder daß es dem Dichter nicht ge-

lungen ist, den ersten Ursprung und die darauf begründete Entwicklung der betreffenden Gestalt zu einer Einheit verbunden, als einen in sich beruhenden Organismus in einem wirklich lebensfähigen und in sich berechtigten Individuum hinzustellen« (ebd. S. 165). Ferner muß der Leser menschliche Eigenschaften, Schwächen und Lebenssituationen »wiedererkennen« können, eben jenes »ewig Menschliche«, das das große Welttheater ausmacht. Romanfiguren müssen unverwechselbar und zugleich menschlich vertraut sein, »nachvollziehbar« in ihrem Charakter und in ihren Lebensumständen. »Die Romanfiguren, die uns nicht so lebendig werden, daß sie uns gelegentlich wie unsere alten Bekannten einfallen, und daß wir uns fragen müssen, wo ist denn der Mensch her, wo bist Du dem Menschen begegnet, der Dir eben jetzt vor die Seele tritt, die sind nicht viel wert« (ebd. S. 165/166). Von Anfang an hatte Fanny Lewald eine hohe Auffassung von ihrem Beruf, die sie ihrem Vater auch gleich mitteilte: »Ich meine, wenn ich arbeite, so ziehe ich die gelben Glacé-Handschuhe aus und faße die Dinge fest und mit nackter Hand an. Wenn ich schreiben soll, so muß ich ganz herausagen können, was ich denke und jedes Thema berühren, das mir dazu angemessen scheint« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 285/86). »Anders aber ist es mit einer Arbeit, welche man der Öffentlichkeit übergibt. Es ist das ein Schritt, mit dem jeder, der ihn tut, sich innerhalb des Bereiches, in welchem er auftritt, als selbständig und bis zu einem bestimmten Grade als einen Meister und Lehrer hinstellt« (Lebensgeschichte, Band 3, S. 167).

Auch in diesem — für sie letztlich doch so erfolgreichen Beruf — hat sie sich mit dem Vorurteil gegen die Frauen auseinanderzusetzen. »Ob diese mehr oder weniger gelungene Arbeit aber von einem Manne oder von einer Frau geleistet wird, ob ein Mann oder eine Frau einen Irrtum ausspricht, eine Wahrheit verkündet, das scheint mir völlig gleichgültig zu sein« (ebd. S. 167). »Man sagt mit voller Wahrheit: besser als das Recht sei auch das Beste nicht! So habe ich denn mein Leben lang die Empfindung gehabt, daß es für den weiblichen Schriftsteller nichts Besseres geben könne, als wenn man ihn abstrakt beurteilt und ihm, wie jedem andern Schriftsteller, die volle, schwere Verantwortung für sein Werk und dessen Wirkung auferlegt« (ebd. S. 168). »Alles, was ich für den weiblichen Schriftsteller fordere, ist, daß man ihn ohne Schonung, aber auch ohne Vorurteil behandle [...]. Und so komme ich denn immer wieder darauf zurück, für die Frauen jene Emanzipation zu verlangen, die ich in diesen Blättern schon vielfach für uns begehrt: die Emanzipation zu ernster Pflichterfüllung, zu ernster Verantwortung und damit zu der Gleichberechtigung und Gleichstellung, welche ernste Arbeit unter ernsten Arbeitern dem Einzelnen erwerben muß« (ebd. S. 169).

1854 gibt Fanny Lewald Dr. Adolf Stahr das Jawort. Für sie erfüllt sich damit der Wunsch und die Überzeugung, daß die Liebesee die Erfüllung im Leben einer Frau sei. Sie führt in Berlin ein offenes Haus, empfängt in ihrem Salon am Tiergarten Franz Liszt, Friedrich Spielhagen (1829—1911), den Schriftsteller und zeitweiligen Herausgeber der »Westermanns Monatshefte«, Berthold Auerbach (1812—1882), der, als Moses Baruch Auerbacher geboren, unter dem Pseudonym Theobald Chauber veröffentlichte und ein Verfechter der Juden-

emanzipation war. Seine »Schwarzwälder Dorfgeschichten« machten ihn zu einem der meist-gelesenen Erzähler des 19. Jahrhunderts.

Ihr Mann wird für Fanny zum Berater, Kritiker und Förderer. Diesen ihren Schritt können manche Biographinnen und Biographen nicht mit ihrem Einsatz für die Frauenemanzipation in Verbindung bringen, galt Fanny Lewald doch in Frauenfragen als Autorität. Ihr leidenschaftlicher Kampf für die Bildung und die Berufstätigkeit der Frauen scheint besonders den Feministinnen im Widerspruch zu ihrer Rolle als Ehefrau und auch besonders als Tochter zu stehen, denn eine endgültige innere Loslösung von der väterlichen Instanz gelang ihr nie. Hinzu kommt der Wandel ihrer politischen Ansichten von der Republikanerin zur Monarchistin, schließlich zur Anhängerin Bismarcks, worin ebenfalls ein Widerspruch zu den Idealen der Achtundvierziger liegt.

Doch von ihr selbst wird der Widerspruch aufgelöst. Bildung und Berufstätigkeit schließen nämlich keineswegs die Aufgaben der Ehefrau und Mutter aus. Im Gegenteil. »Man nimmt keinen Diensthofen in sein Haus, ohne zu wissen, ob er die dazu nötige Vorbereitung erhalten habe, man verlangt von jedem Lehrling [...] eine mehrjährig Studienzeit, [...] man vertraut keinem Lehrer, keinem Baumeister, keinem Tischler und keinem Professor oder Rat ein Amt an, ohne sich von seiner Tauglichkeit überzeugt zu haben, und man überantwortet die höchste Aufgabe des Lebens, die Gründung und Leitung der Familie, die Erziehung des Menschen, in der Regel den jungen, unerfahrenen Geschöpfen, denen man grundsätzlich die Möglichkeit verweigert hat, sich für ihren Beruf gebührend vorzubereiten [...]« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 67). Darin liegt für Fanny Lewald der Widerspruch: »Dies ist eine Geringschätzung der Frauen, ein völliges Verkennen ihrer Stellung und ihrer Aufgabe innerhalb der menschlichen Gesellschaft [...]« (ebd. S. 67/68). Die Folgen dieser mangelnden Erziehung und geistigen Bildung der Frauen sind in ihren Augen ein Schaden für den Staat: »Man hat kein Recht, große Charaktere und Vaterlandsliebe, hohe Gesinnung und Mannesmut von einem Geschlechte zu verlangen, das zum großen Teil von kindischen Frauen, von unreifen Müttern erzogen worden ist« (ebd. S. 69).

Die Frau hat ein Recht auf Bildung; das ist Fanny Lewalds erste und grundlegende Forderung, gleichgültig, ob sie einmal berufstätig oder aber Hausfrau und Mutter wird. Als Kind beneidete sie ihre Brüder, die »ruhig in ihr Gymnasium gingen, ruhig ihre Lektionen machten, und an denen also lange nicht so viel heruntergezogen werden konnte als an mir« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 142). Die Ehe ist ihr stets unantastbar, aber die Liebesee, nicht die Versorgungsehe. Für diese findet sie harte Worte. »Mir sei eine Dirne, die sich für Geld verkaufe, wenn sie nichts gelernt habe und ihre Familie arm sei, nicht halb so verächtlich als ein Mädchen, das genug gelernt habe, um sich zu ernähren, und sich für Haus und Hof verkaufe« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 135). Genauso empört sich die Heldin ihres ersten Romans. »[...] und was hat man aus der Ehe gemacht? [...] Die Ehen, die ich täglich vor meinen Augen schließen sehe, sind schlimmer als Prostitution.« Fanny betont, »daß die Ehe nur dann in ihr wahres Recht eingesetzt, nur dann zu der idealen Schönheit erhoben werden kann, die freierwählte, freigeschlossene Verbindung gleichberechtigter

Gatten zu sein, wenn sie aufhört, für die Frauen den einzig möglichen Weg zu materieller Versorgung und zur Begründung ihrer gesellschaftlichen Geltung darzubieten« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 142/43).

Dieses Ziel läßt sich nur erreichen durch die Berufstätigkeit und damit finanzielle Unabhängigkeit der Frau. Fanny Lewalds Ansichten zu diesem Punkt sind heute unverändert gültig, waren aber zu ihrer Zeit revolutionär. Das Bild der unglücklich verheirateten Frau oder des unverheirateten, alternden Mädchens vor Augen, an dem man beobachten kann, »was es mit dem kläglichen Dasein eines untätigen, unnützen Mädchens auf sich hat, dem in den meisten Fällen die Überzeugung nicht erspart bleiben kann, daß es zu niemandes rechter Freude auf der Welt ist« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 139), fordert sie »die Emanzipation der Frauen zu Arbeit und Erwerb« (ebd. S. 139). Sie zieht gegen das Vorurteil zu Felde, »daß Broterwerb eine Schande für eine Frau oder ein Mädchen aus guter Familie« sei (ebd. S. 140), und kämpft darüber hinaus überhaupt gegen die Unmündigkeit, in der man die Frauen lebenslang hält. Sie selbst muß mühsam lernen, viele Beschränkungen abzubauen und zu überwinden, als sie sich entschließt, allein zu leben. Abends ohne Begleitung das Haus verlassen, allein in fremde Häuser und zu Gesellschaften gehen — das verstieß seit ihrer Jugend gegen Anstandsregeln, die sie nun in sich selbst abbauen muß. Sie sieht in der Behütung der Mädchen und in der bürgerlichen Regel, ein Mädchen bis zur Ehe von jeder Erfahrung in der Liebe abzuhalten, eine Beschränkung der Entwicklungsmöglichkeiten der Frau, bei der man »nicht wesentlich über die Kultur des orientalischen Harems hinausgekommen« sei (Lebensgeschichte, Band 3, S. 240). »Unsere Anstandsgesetze bringen dem Manne eine Jungfrau zum Weibe; ihm ein wahrhaft tugendhaftes, sittliches Weib zu geben, müßten unsere gesellschaftlichen Zustände anders, müßten unsere Mädchen freier und selbständiger erzogen [...] sein« (ebd. S. 240). Solche Gedanken waren im 19. Jahrhundert unerhört.

Fanny Lewald hinterließ ein Werk, das viele Themen aufgreift und auch für den heutigen Leser von Interesse sein kann. Ihre Zeit, aber auch unsere Heimat im 19. Jahrhundert sind hier festgehalten. Darin liegt für uns heute ein besonderer Wert. Königsberg ersteht vor unseren Augen. »Königsberg ist nämlich eine alte und aus drei besondern Ortschaften zusammengewachsene Stadt. Sie besteht aus der Insel Kneiphof, aus der Altstadt und aus dem Löbenicht, welche einst besondere Stadtgerechsamkeiten hatten und von deren Sonderwesen noch jetzt die drei Rathäuser, die drei Junkergärten und ein paar der übrig gebliebenen Tore und Türme Zeugnis geben, mit welchen die Städte einst gegeneinander abgesperrt gewesen sind. Der Pregel, welcher den ganz auf Pfählen erbauten Kneiphof umfließt, zieht sich in zwei Armen auch durch die anderen Stadtteile hin, und ist mit sieben Brücken überbaut, welche jetzt die Verbindung in und zwischen den verschiedenen Stadtteilen unterhalten. Vor alten Zeiten hatte jede der drei Städte ihre Scheunen und Speicher besonders und jede auf einem besonderen Flecke, massenhaft zusammengebaut. Indes als die Städte vereinigt worden waren, hatte der Handel sich ganz und gar nach dem Kneiphof gezogen, der als Insel den leichtesten Wasserverkehr zuließ, dessen Wasserumgebung die tiefste war, und der, wenn

auch noch eine Meile davon entfernt, so doch in gerader Linie vor dem Ausfluß des Pregels in das Frische Haff gelegen war, wodurch er den Schiffen, weil sie keine Brücken zu passieren hatten, das leichteste Einlaufen an seine Kai's gewährte. Mit der Zeit hatte sich also auch der bei weitem größte Teil der Kaufmannschaft in dem Kneiphof und in seinen beiden Vorstädten angesiedelt, welche nur durch die sogenannte grüne Brücke von ihm getrennt und die vordere und die hintere Vorstadt geheißen wurden. Hart an dieser grünen Brücke lag und liegt, wie der ganze Kneiphof auf Pfählen erbaut, die unschöne und wie ich glaube nur aus Fachwerk errichtete Börse, und vor der Börse stehend hat man zu seiner Rechten das grüne Tor mit seinem Hohen Turme, den Eingang in den Kneiphof, zu seiner Linken die grüne Brücke und die Vorstädte, und vor sich gen Süden den Ausfluß des Pregels, dessen beide Ufer weit hinaus mit ganzen Stadtvierteln von Speichern besetzt sind. Das rechte Pregelufer heißt die Lastardie. Eine Fähre führt, der Zeitersparnis wegen, vom Kneiphof dicht hinter der Königlichen Bank zur Lastardie hinüber, auf der sich die größte Anzahl der Speicher befindet. Auf dem linken Pregelufer liegt die Vorstadt, und dort reichten und reichen die Speicher bis dicht an die Hintergründe der Wohnhäuser heran« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 16/17).

Der Brand, der kurz nach Fanny Lewalds Geburt einen Teil der Stadt zerstörte, wirkt wie eine Vordeutung auf die völlige Zerstörung 1944, von der sich unsere Vaterstadt allerdings nicht mehr erholen sollte. »In Zeit von einer halben Stunde brannte es an mehreren Stellen [...] und bald standen nicht nur die beiden Seiten des Flußes, sondern der Fluß selbst in hellen Flammen« (ebd. S. 18).

Die »eigentliche Königsberger Lebensweise« wird beschrieben, »bei der man zwischen sieben oder acht Uhr ein erstes, um elf Uhr ein zweites Frühstück, um ein Uhr das Mittagsbrot einnahm, und dann noch mit Kaffee, Imbiß und Abendbrot zwei, drei Mahlzeiten zu machen hatte« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 21). Die Stadt erscheint im Belagerungszustande 1812/13 und im Glanze der Huldigung an den preußischen König 1840. Wir bekommen eine genaue Beschreibung des Schlosses, die für uns heute ein wertvolles Dokument ist. »Das Königsberger Schloß liegt auf einem Berge mitten in der Stadt und hat in einzelnen Teilen noch den Charakter seiner ersten, burgartigen Anlage bewahrt, obschon es durch Anbauten und Änderungen aller Art umgestaltet, kaum ein Ganzes genannt oder gar irgendeinem Baustile eingereiht werden kann. Es hat keine ordentliche Fassade nach irgendeiner Seite und ist, mit keinem andern Schlosse zu vergleichen, nur sich selber gleich. Inmitten der Baulichkeiten, aus welchen das Schloß sich zusammengesetzt, befindet sich ein viereckiger, nicht allzuweiter Hof, der Schloßhof. Das eigentliche alte Schloß bildet die eine Seite des Vierecks, ihm gegenüber nimmt die Schloßkirche die zweite Seite ein; eine Reihe neuerer Gebäude, in denen sich die Wohnung des Oberpräsidenten und die Räumlichkeiten verschiedener Dikasterien (Gerichtshöfe) befinden, umgibt die dritte Seite, an der vierten ziehen sich andere Gebäude hin, die, teilweise während der russischen Occupation umgestaltet, den Namen des Moskowitersaales führen. Dazwischen liegen noch ein paar Türme, die als Gefängnisse dienen, kurz es ist das sonderbarste Gemisch von Bauten, das sich auf

einem Platze zusammengefunden hat. Nur durch ein enges und niedriges Tor unterhalb des Schlosses und durch ein zweites unterhalb der Kirche gelangt man in den Hof, der auf diese Weise wohl abgeschlossen und von hohen Mauern umgeben, für eine akustische Wirkung besonders geeignet ist« (Lebensgeschichte, Band 2, S. 269/70).

Königsberger Bürgerhäuser und ihre Einrichtungen werden dem Leser gezeigt. »Der ganze Teil der Brodbänkerstraße [...] hatte damals noch Wolme, d.h. etwa zehn Fuß hohe, in die Straße hinausgebaute Vorgebäude, zu denen in ihrer Mitte eine Treppe hinaufführte, so daß dieselben also unter den Fenstern des hohen Parterres zu beiden Seiten der Haustüre einen Balkon bildeten [...]. Im Sommer wurden diese Wolme mit Markisen überspannt, man setzte Bänke darauf hin, und wie die Erwachsenen dadurch einen Ort hatten, auf dem sie im Laufe des Tages und namentlich an den Sommerabenden Luft schöpfen konnten, so besaßen wir Kinder in unserm Wolm einen Spielplatz, der selbst im Winter, so eng er war, täglich von uns benutzt ward« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 30). Drinnen gab es das Entrée und den Saal, das Comptoir und die behagliche Wohnstube.

Königsberger Persönlichkeiten werden vorgestellt: Eduard Simson (1810—1899), später Präsident der Frankfurter Nationalversammlung; Johannes Ebel (1784—1861), evangelischer Prediger und Religionslehrer; Zacharias Werner (1768—1823), Dramatiker und ab 1814 katholischer Priester. Der Leser wird zu Sommerwohnungen in Juditten, Neuhausen und auf den Hufen geführt, und er bekommt ein besonders schönes Lob über Königsberg zu hören: »Der Gemeingeist unserer Vaterstadt und der ganzen Provinz war immer ein freisinniger und kräftiger gewesen [...].« (Lebensgeschichte, Band 3, S. 21).

Diese Freisinnigkeit ermöglichte den Juden in Preußen früher die Emanzipation als anderswo. 1812 wurde im Zuge der Stein Hardenbergschen Reformen jüdischen Personen die bürgerliche Gleichberechtigung zuerkannt. Und doch dauerte die endgültige Gleichstellung der Juden noch Jahrzehnte. Fanny Lewald ist von ihrer Herkunft her Königsbergerin und Jüdin, und so sehr sie auch die geringe Bedeutung des Judentums in ihrer Erziehung betont, so bleibt es doch zeitlebens ein Thema für sie. Während in ihrem Elternhause keine Frömmigkeit mehr herrscht, hat sie Gelegenheit, bei Nachbarn das jüdische Leben zu beobachten; das Ehepaar Japha ist fromm. »Früh am Morgen stand er (Herr Japha) betend und sich dazu schaukelnd am Fenster, und ich sah ihn sich neigen und Bewegungen machen, die ich nicht verstand [...]. Freitags Abend zündete man Lichter in der Stube an, und ich sah mehr Bewegung als sonst dort üblich war. Ich wußte, daß jetzt dort Feiertag sei, daß über einer großen Stritzel (Brezel), die mit einem weißen Tuche bedeckt war, jetzt ein Segen gesprochen wurde [...]. Um Ostern schenkte man uns aus dem Hause Osterfladen und kleine Zuckerklümpchen, die eigens für die Osterzeit bereitet waren; zu einer anderen Zeit, im Herbste, standen während des Laubhüttenfestes Palmzweige und große Paradiesäpfel, eine Art von Cedraten (Zitrusfrucht), in einer bestimmten Ecke des Fensters. Die Hauptfeierlichkeit fiel aber in den Winter oder doch in den Spätherbst, wenn Regen und Schnee bereits ihr Wesen in den Straßen trieben, und die Tage, die bei uns in Preußen wesentlich kürzer sind als im mittlern Deutschland, durch die Nebel und Wolken noch mehr verkürzt

erschieden. Dann tauchte mit einem Male drüben in der Stube auf dem Fensterbrett an einem Abende ein Wachslicht auf — und nun begann die Herrlichkeit, begann die Girondola (Leuchter, Feuerwerk) meiner Kindheit. Am nächsten Abend standen und brannten zwei Lichter an dem Fenster, am dritten Abende drei, und so ging das nun, immer prächtiger und heller werdend fort, bis etwa sieben oder neun Lichter brannten, und dann die Herrlichkeit mit einem Male vorbei war. Das sei das jüdische Weihnachtsfest, sagte man uns [...].« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 46/47).

Von der unverheirateten Tochter der Japhas erfährt Fanny Grundkenntnisse des Judentums, aber auch Hinweise auf die schwierige Lage der Juden. Diese wird ihr selbst erst später bewußt, als in Deutschland 1819 eine Judenverfolgung ausbricht, die in Königsberg »gelinde« vorübergeht, aber spottende Nachrufe, Verbot des Umgangs von Kindern mit ihr und geheimnisvolle Nachrichten, man habe einem Juden die Fenster eingeworfen, hinterlassen bei Fanny Eindrücke. Dem stehen enge Freundschaften mit Christen gegenüber, und ihre Freundin Mathilde begleitet sie zum Gottesdienst, und sie nimmt am protestantischen Religionsunterricht teil. Ihren nicht ganz überzeugten Übertritt und ihre Glaubensschwierigkeiten bekennt sie ehrlich. »Ich glaubte nicht an die göttliche Abstammung des Heilandes [...]. Ich glaubte nicht an Unsterblichkeit, geschweige denn an die Auferstehung des Fleisches; ich glaubte weder an eine angeborene Sünde, für die ich, obschon ich sie schuldlos trug, zu büßen hätte, noch an die Möglichkeit von einer Sünde, die ich selbst und frei begangen hätte, erlöst werden zu können durch den Tod des vor achtzehnhundert Jahren schuldlos gekreuzigten Ideals der Menschheit« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 214/15). Eine sehr tiefe Affektion zum christlichen Glauben aber legt sie in ihren Lebenserinnerungen auch dar. Es sind Gedanken und Empfindungen, wie sie später die Breslauerin Edith Stein (1891—1942) äußerte, die, aus einer strenggläubigen jüdischen Familie stammend, zum Katholizismus übertrat, Karmeliterin wurde und 1942 in Auschwitz umkam. Eine bedeutende Philosophin, wurde sie inzwischen von der katholischen Kirche heiliggesprochen. Sie betont ihre besondere Verwandtschaft zu Jesus Christus und seiner Mutter: durch die Taufe und durch die Zugehörigkeit zu einem Volk. Fanny Lewald schreibt: »Es war aber nicht der Gottessohn, den ich verehrte, denn an das Dogma von dem eingeborenen Sohne Gottes hatte ich von jeher ebensowenig zu glauben vermocht, als an die Menschwerdung der griechischen Götter, sondern es war der Mensch Jesus Christus, der meinem Volke entsprossene Befreier, den ich verehrte und dem ich nachstrebte« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 149/50). Die Geschichten des Alten Testaments »hatten ihrerzeit meine Phantasie lebhaft beschäftigt, bis endlich Christus den Sieg über sie alle davontrug und mir zum Ideal erwuchs« (ebd. S. 150).

Die soziale Benachteiligung der Juden, der lange Kampf um Anerkennung und die oft demütigenden Erfahrungen begegnen auch Fanny Lewald immer wieder, aber in Berlin trifft sie auf einen Kreis alter Damen, die ihr die Befreiung und die Überwindung der Vorurteile zu verkörpern scheinen. »Frau Levy zählte damals siebenundsiebzig, die Hofrätin Herz, ihr zur Seite, sechsundsiebzig Jahre, ein kleines Fräulein Chodowiecki, das immer einen uralmodischen weißen Atlashut auf hatte und auf einem Stuhlkissen saß, mochte noch weit äl-

ter sein, der bekannte Kriminaldirektor Hitzig, ein Neffe von Frau Levy, die einst so schöne und jetzt noch als Greisin unter uns lebende Marianne Saaling und eine alte Sängerin, die ihr fünfzigjähriges Jubiläum als Mitglied der Singakademie gefeiert hatte, bildeten den Stamm des Zirkels. Es war mitunter, als fände ich mich an König Arthus' Tafelrunde versetzt, wenn ich diese alten, verwitterten Gesichter ansah, die alle in ihrem Verfall schweigend von der Vergänglichkeit des Menschen predigten. Sie hatten einst alle 'à la tete de la jeune phalange', an der Spitze der Bewegung gestanden. Diese hinfalligen Frauen waren es gewesen, deren Geist und Bildung die Schranken des Kastengeistes durchbrochen, die aus eigener Machtvollkommenheit in Berlin die Gewalt der Vorurteile besiegt; diese Greisinnen und ihre Gesinnungsgenossen, diese Jüdinnen waren es gewesen, welche, sich aus dem Patriatume ihres Volkes erhebend, die Bildung als den höchsten geistigen Adel zu vertreten, und so eine Befreiung und eine Kultur der Geister in ihrer Vaterstadt herbeizuführen gewußt hatten, welche der geringere Sinn ihrer Nachkommen nicht zu behaupten verstanden hat. Das war es, was mich zu diesen Frauen hinzog, was mich ihnen in liebender Verehrung nahen machte; das ist es, was die Nachwelt in ihnen zu verehren hat [...]

(Lebensgeschichte, Band 3, S. 90/91).

Fanny Lewald stirbt am 4. August 1889 und liegt in Wiesbaden an der Seite ihres Mannes auf dem evangelischen Friedhof begraben. Ihren Mann, der seiner angegriffenen Gesundheit wegen in Wiesbaden weilte und dort verstarb, überlebte sie um mehrere Jahre. Sie hatte sich entfernt von ihrer Vaterstadt, und sie trug doch durch ihr Romanwerk und durch ihre Lebenserinnerungen zur Unsterblichkeit Königsbergs bei. Wir verdanken ihr eine Schilderung des ostpreußischen Winters, die ebenso von Hermann Sudermann stammen könnte und die uns heute, im Gedenken an die verlorene Heimat, besonders wertvoll ist.

»Bei uns in Preußen, wo der Winter so lang und so furchtbar kalt ist, daß man den nach der Schule gehenden Kindern wohl die Weisung gibt, von Zeit zu Zeit Nase und Ohren anzufassen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht erfroren sind, und wo es oft vorkommt, daß man einem Vorübergehenden zuruft, es sei ihm ein Glied erfroren, — bei uns ist der Beginn des Frühlings noch viel wohltuender als in einem südlichen Klima. In unsern strengen Wintern hört der Wechsel von winterlichen und herbstlichen Tagen vollkommen auf. Wenn die helle Kälte einmal eingetreten, wenn der Pregel und das Haff einmal zugefroren sind, so bleibt es Winter durch Monate und Monate. Alle Flüsse und alle Seen, ja das frische und das kuhrische Haff werden zu Bahnen für den schnellsten Landverkehr. Von allen Teilen der Provinz kommen die kleinen ein- oder zweispännigen Schlitten, mit Getreide und andern Landesprodukten beladen, auf den Markt, daß die engen Straßen vor Zufuhr schwer zu passieren sind. Auf jedem Schlitten sitzt, in seinen Schafspelz eingemummt, die Pelzmütze oder die Litthauische blaue Tuchkappe auf dem Kopf, welche Nacken, Brust und Gesicht bedeckt und nur die Augen frei läßt, der kutschierende Bauer oder Knecht. Masuren, Litthauer und Kuhren welschen ihre Dialekte auf den Märkten durcheinander, und die polnischen Juden, in ihren schwarzen kaftanartigen Pelzen mit den spitzen pelzverbrämten, noch ganz assyrischen Sammetmützen und den assyrisch gedrehten Locken an den Schläfen,

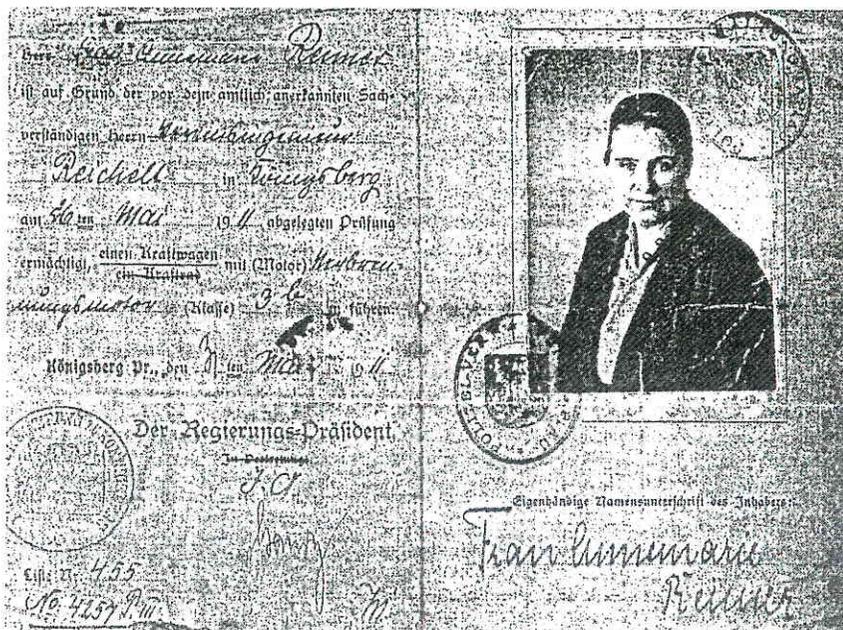
tragen dazu bei, das winterliche Bild zu vollenden. Alles eilt in den Straßen, das der rauchende Atem hinter ihm herfliegt; aus allen Schornsteinen steigen Rauchsäulen in die Höhe, die ganze Stadt wird zur Schlittbahn. Wer es ermöglichen kann, fährt im offenen Schlitten spazieren. Den ganzen Tag knallen die Schlittenpeitschen der Studenten durch die Straßen, die Mehrzahl der Wagen, die Posten selbst, werden auf Schlitten gesetzt. Man friert furchtbar in den Straßen, aber man will doch zum Vergüßen draußen sein, und die Notwendigkeit, sich zu erwärmen, macht die Menschen beweglich und munter. Hier steht ein Arbeiter, der gewaltsam die Arme über die Brust zusammenschlägt, dort springt ein Eckensteher von einem Beine auf das andere, weiterhin kauern sich Holzarbeiter um ein warmes Essen zusammen. Überall wird Holz und Brennmaterial gefahren, überall sind die Fenster dick befroren. Der Schnee liegt fest wie ein Parkett auf dem Boden, Wochen hindurch, Monate hindurch; das Eis wird ein paar Fuß dick auf dem Pregel. Schwere Frachtwagen fahren zwischen den Schlittschuhläufern und Spaziergängern auf dem Eise. Der Luxus an Schlitten und Pelzen gewährt einen lustigen Anblick. Und dazu ist der Himmel von einer unwandelbaren Klarheit, die Sonne funkelt auf dem weißen Schnee, die Sterne flimmern in den Nächten auf ihrem schwarzen Grunde. Man hört es aus den Zimmern, wie die Räder der Wagen schneidend schleifen auf dem Boden der Straße, alle Schlitten klingeln — es ist Winter! Es ist Winter in einer Weise, die zu ertragen ich jetzt für ein Unglück halten würde, die mir damals aber schön erschien, denn wir Kinder litten nicht sehr davon. Wir waren ziemlich abgehärtet. Auf den kalten Fluren und Treppen, in den kalten Küchen und Kammern hatten wir nicht viel zu suchen, und für die Straße weiß man sich bei uns in Preußen wohl zu versehen. Pelze, gesteppte und mit Pelz besetzte Kappen, Filzschuhe und Pelzkragen hielten uns warm, und das Gefühl bei der Heimkehr von der Nachmittagsschule, aus dem Dunkel der Straße in das Licht der heimischen Wohnstube, aus der Eiseskälte in das warme Zimmer zu treten und den für die ganze Familie gedeckten Kaffeetisch auf sich warten zu finden, war gar zu köstlich« (Lebensgeschichte, Band 1, S. 112/13).

#### Benutzte Literatur

- Becker, Rudolf K.: »Also eine Schriftstellerin ...«. Vor 100 Jahren starb die Königsbergerin Fanny Lewald in Dresden. In: Ostpreußenblatt vom 5. August 1989, Folge 31, S. 9.
- Harder, Agnes: Fanny Lewald. In: Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben. 2. Jg., Heft 9, Danzig 1921, S. 413—415.
- Lewald, Fanny: Meine Lebensgeschichte. Bd. 1: Im Vaterhause. edition klassikerinnen. Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt 1988.
- Lewald, Fanny: Meine Lebensgeschichte. Bd. 2: Leidensjahre. edition klassikerinnen. Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt 1989.
- Lewald, Fanny: Meine Lebensgeschichte. Bd. 3: Befreiung und Wanderleben. edition klassikerinnen. Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt 1989.
- Maurer, Doris: Nähe nicht — lebe! Zwischen alter Angst und neuem Mut oder: Größe und Grenzen bürgerlicher Frauenfreiheit — eine Erinnerung an Fanny Lewald. In: Die Zeit, Nr. 32 vom 4. August 1989.

## Annemarie Reimer

(1888—1948)



Führerschein von Annemarie Reimer

Im Felde, Osten, 18.5.1916

»Hierdurch bescheinige ich, daß Frau Reimer, Ehefrau des Stabsarztes d.R. Dr. Reimer, Tapiau, nachdem sie seit Ausbruch der Mobilmachung an anderer Stelle Chauffeurdienste getan hatte, vom 24.8.14 bis zum 23.3.15, dem Tage, an dem sie krankheitshalber beurlaubt wurde, als vertraglich verpflichteter Kraftwagenführer beim mobilen Heer tätig gewesen ist. Als solcher wirkte sie bis zum 4. September beim Kommandeur des Abschnittes 1 der Festung Königsberg vom 5. desselben Monats bis 2.2.15 beim Stabe der 9. Landwehr-Brigade und vom 3. bis zu ihrem Ausscheiden beim Stabe der 10. Landw.-Division. Sie hat in dieser Stellung nicht nur alle ihre Pflichten als Kraftwagenführerin auf das sorgsamste erfüllt, sondern dabei auch erhebliche Tapferkeit bewiesen. So fuhr sie mich als Kommandeur der 9. Landw.-Brgd. am 4. oder 5.9.14 auf der Straße Tapiau-Labiau west-

lich der Deime bis in die Gegend von Goldbach durch feindliches Artilleriefeuer. Sie hat die Kämpfe an der Deime mitgemacht und im Gefecht bei Labiau Ordonnanzdienste verrichtet. Sie wirkte als Kraftwagenführerin mit bei den Kämpfen um Tilsit und Tauroggen, Schirwindt und Wladislawow, im Gefecht bei Podziski, den Kämpfen bei Galkehmen und Kobsodzie, in der Schlacht bei Stallupönen und an den Trahischker Bergen in den Stellungskämpfen an der Rominte, in der Winterschlacht in Masuren, die für die 30. L.D. mit dem nächtlichen Überfall auf die Kasernen von Augustow und die Eroberung dieser Stadt in der Nacht vom 16./17.2.15 endete und endlich an den Kämpfen von der Skroda und Pisa bis zum 23.3.15.

Besonders bei den Kämpfen von Schirwindt und Wladislawow vom 5. bis 13.10.14 zeichnete sie sich auf dem Gefechtsfelde bis in den Bereich des Infanteriefeuers hinein aus durch tapferes und kaltblütiges Verhalten bei der Fürsorge für Verwundete und deren Rücktransport. Sie wurde für die, für eine Frau weit über das zu erwartende Maß hinausgehenden Beweise von Tapferkeit und Unererschrockenheit bei der Versorgung der Verwundeten, zum Eis. Kreuz 2. Kl. eingegeben, das ihr unter Zusage der dereinstigen Verleihung der Kriegsgedenkmünze in Hinsicht auf den Allerhöchsten Erlaß Seiner Majestät des Kaisers über Verleihung dieser Auszeichnung an weibliche Personen versagt wurde.

Sollte unter diesen Verhältnissen die, bei einer Frau wohl einzig dastehende Unererschrockenheit, Tapferkeit und Bereitwilligkeit zur Übernahme von Anstrengungen und Entbehrungen eine Ausnahme durch Verleihung des Eis. Kreuzes 2. Kl. gemacht werden können, so würde die Tätigkeit und Hingabe der Frau R. eine gerechte Anerkennung finden.

gez. Clausius

Generalleutnant und Kommandeur der 88. Inf.-Division.«

Das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhielt Annemarie Reimer aber nicht, trotz ihrer vielgerühmten Fronteinsätze und trotz ihrer nachweislichen Tapferkeit. Sie war eben eine Frau, und der Allerhöchste Erlaß Seiner Majestät des Kaisers versagte weiblichen Personen diese Ehrung. Geehrt wurde sie allerdings 1934 mit dem Ehrenkreuz für Frontkämpfer, und in historischem Zusammenhang wirkt diese verspätete Ehrung wie eine Vordeutung auf die verstärkten Kriegeinsätze der Frauen im Zweiten Weltkrieg.

Wenn wir heute das Leben und die Persönlichkeit der Annemarie Reimer betrachten, so stellen wir fest, daß hier gründlich mit gängigen Vorurteilen aufgeräumt wird. Frauen und Mädchen stehen mit der Technik auf Kriegsfuß — behauptete man lange Zeit; Annemarie Reimer war von Kind auf fasziniert von Autos, Lokomotiven und allen Maschinen, die sich bewegen. Der Platz der Frau war, zumindest vor dem Ersten Weltkrieg, im Haus — Annemarie Reimer half ihrem Mann tatkräftig in seinem anstrengenden Beruf.

Ihr Leben liegt überschaubar vor uns, weil sie es selbst beschreibt. 1937 erschien im »Kyffhäuser« Nr. 12 vom 21. März ihr Lebensbericht. Eine gebürtige Ostpreuβin ist sie nicht, aber

die wichtigsten Jahre ihres Lebens hat sie in Ostpreußen verbracht, und ihre Lebenseinstellung klingt durchaus preußisch. »Alles im Leben ist Ansichtssache«, beginnt sie ihre Erinnerungen. »Glück ist also auch Ansichtssache.« Das bedeutet eigene Tatkraft und die Entschlossenheit, auch mit schwierigen Situationen fertig zu werden, wie es in einem Sprichwort der Nehrungsfischer heißt: »Es kommt nicht darauf an, woher der Wind weht, sondern es kommt darauf an, wie man die Segel setzt.« Und ihre Segel richtig zu setzen, besser: ihren Motor richtig zu steuern, das hat Annemarie Reimer offenbar ihr Leben lang versucht, denn sie sagt: »Von diesem Standpunkt aus gesehen, habe ich immer Glück gehabt und bin meinem Schöpfer für diese optimistische Weltanschauung dankbar.«

Geboren wird sie am 8. März 1888 in Berlin als Annemarie Limpert, verbringt einen Teil ihrer Kindheit im Elsaß und zieht dann mit ihrer Mutter und mit ihrem Bruder endgültig nach Berlin, nachdem ihr Vater 1893 verstorben ist. Doch bis dahin hat das kleine Mädchen schon seine Bekanntschaft mit der Technik gemacht. In Nieder Rövern im Elsaß wird nämlich eine Kleinbahn gebaut, und eigentlich noch im Kindergartenalter, sitzt Annemarie auf der Lokomotive und dreht an den Hebeln. Kein Verbot, kein Prügeln hilft, denn sie soll nicht mitfahren, wenn der Vater nicht in der Nähe ist. Aber die kleine Dampflok übt eine stärkere Anziehungskraft aus, und Annemarie ist fest entschlossen, später Lokomotivführer zu werden. Einen ungewöhnlicheren Berufswunsch für ein kleines Mädchen kann es zu dieser Zeit vor der Jahrhundertwende wohl kaum geben.

Bald tritt auch das Automobil in Annemaries Leben. Im Sommer 1905 besucht die Siebzehnjährige ihren Onkel im Rheinland, der einen Opel-Darraqe besitzt. Sie beobachtet alle Handgriffe ihres Onkels, wenn er das Gefährt in Bewegung bringt, und die Ankunft eines neuen Wagens, der 45 Kilometer erreichen kann, begeistert sie vollends. Und eines Tages kann sie nicht widerstehen, kurbelt den Wagen an und fährt vor und zurück, zwar zum Schrecken, aber auch zur bewundernden Überraschung des Onkels, der ihr nun Fahrunterricht gibt. Bis zu ihrem richtigen Führerschein aber sollen noch einige Jahre vergehen.

Annemarie beendet die Schule in Berlin und macht anschließend eine Ausbildung als Fotografin. Auf einem Ball des Königsberger Corps Baltia lernt sie ihren späteren Mann Dr. med. Karl Reimer kennen und damit nimmt ihr Lebensweg seine Richtung auf Ostpreußen. 1909 heiratet das Paar, und Dr. Reimer übernimmt die Leitung des Kreiskrankenhauses in Tapiau. Doch außerdem betreibt er eine ausgedehnte Landpraxis, und das bedeutet lange Fahrten über Land. Die melancholische Weite unserer ostpreußischen Heimat hat Maler und Dichter inspiriert, aber im »Doktorwagen« mit »niedriger Rückenlehne« und »schlechten Federn«, den Annemarie Reimer ein »Marterinstrument« nennt, war eine Fahrt gewiß kein Vergnügen. »Man kann sich denken, wenn ein geplagter Landarzt in solchem Marterinstrument fünfzig oder oft mehr Kilometer an einem Tage gefahren war, dann fühlte er, selbst wenn er jung war, seine Knochen.«

Annemarie macht ihrem von solchen Touren geplagten Manne klar, daß ein Auto eine unvergleichliche Erleichterung sei, und ein amerikanischer Film kommt ihr zu Hilfe. »[...] im Jahr 1911 glückte es mir, meinem Mann endgültig die Vorzüge eines Autos ganz klar zu ma-

chen. Als wir dann noch in einem wilden amerikanischen Film sahen, wie ein großes Eisenbahnunglück durch einen verwegenen Autofahrer verhütet wurde, da stand der Autokauf bei uns fest. Wir waren eine Stunde, nachdem wir aus dem Kino gekommen waren, Besitzer eines 6/16-PS-Opel. Vierzehn Tage darauf machte ich meine Autoprüfung, und seither ist mir mein Auto der liebste und unentbehrlichste Freund. Das war im Mai 1911.« Wie ihre »Autoprüfung« abliefe, schildert uns ihre Tochter Dorothea Neumann geb. Reimer. Mit berechtigtem Stolz betont sie, daß ihre Mutter als erste Frau Deutschlands den Führerschein erworben habe. Genauere Informationen hat sie von Franz Todtenhöfer, der auch Autofahrer, Mechaniker und Rennfahrer war. Sie beruft sich auf ihn. »Franz Todtenhöfer, der ein guter Freund meiner Eltern war und nach der großen Flucht im Jahre 1945 nach manchem Umweg bis zu seinem Tode in Berlin lebte«, schreibt ihr im September 1953: »Die Prüfung wurde vom Ingenieur des Dampfkessel Revisions Vereins Königsberg vorgenommen, der dazu nach Tapiau fuhr. Annemarie frühstückte erst mit ihm und sagte dann: 'Na, dann los, wollen Sie die Bestimmungen vorwärts oder rückwärts aus meinem Lehrbuch hören?' Darauf der Ingenieur: 'Wenn Sie so gut Bescheid wissen, dann wollen wir fahren!' und fahren konnte Annemarie, doch die Bestimmungen hatte sie weder gelesen noch gewußt.«

Annemarie Reimer wird eine sichere Fahrerin, indem sie ihren Mann über die ostpreußischen Chausseen kutschiert. Für Automobile waren die Landstraßen Ostpreußens damals nicht geplant; sie nimmt es mit Gelassenheit. »Gelegenheit zu 'Übungsfahrten' hatte ich auf den schlechten ostpreußischen Chausseen und noch schlechteren Landwegen, die mein Mann zu seinen Praxiswegen befahren mußte, genug. In ganz kurzer Zeit war ich auf meinem Wagen ganz heimisch [...].«

Doch ihre Fahrkünste liegen hoch über dem Durchschnitt, denn bald nach ihrer Fahrprüfung fährt sie als einzige Frau ein Autorennen in Riga mit. Auch darüber berichtet Franz Todtenhöfer: »Herr Schrewe-Pomauden, Tapiau, kam mit unter meiner Aufsicht. Das Rennen war in mehreren Gruppen geteilt, in der Mittelgruppe 8 Steuer P.S. mußte Annemarie fahren, ich glaube, es waren 5 oder 10 km. Ich fuhr als Mechaniker mit, kroch unter die Windschutzhaube und beruhigte den etwas aufgeregten Steuermann mit den Worten: ruhig — ruhig — nicht verkrampfen. — Annemarie fuhr gut und bekam den ersten Preis — ich glaube, eine Medaille.«

Eine beachtliche Leistung für eine Frau, auch heute noch. Frauen als Rennfahrer sind die große Ausnahme. Die lobenden Worte von Franz Todtenhöfer sind umso höher zu bewerten, da er ein Fachmann und auch ein Teilnehmer des Rennens war. »Herr Todtenhöfer fuhr, wie er weiter schrieb, in einer anderen Gruppe«, berichtet Dorothea Neumann, »und wurde auch Erster und außerdem in einem Geschicklichkeitsfahren, wo er unter 22 Bewerbern ebenfalls den ersten Preis bekam.« Der Herr Todtenhöfer sei »wohl zumindest jedem Königsberger, wenn nicht gar jedem autofahrenden Ostpreußen in bester Erinnerung«.

Der »liebste und unentbehrlichste Freund« wechselt mehrmals seine Gestalt, aber immer behält das Auto seinen wichtigen Stellenwert in Annemarie Reimers Leben. Ihre Tochter gibt

einen Überblick. »Ich darf hier einfügen, daß meine Mutter, solange sie Auto gefahren ist, meines Erinnerens weder eine Karambolage noch einen Unfall gehabt hat. Ihr erster Wagen war ein Opel, Baujahr 1911, dem ein weiterer nach dem Ersten Weltkrieg folgte, bis sie in den zwanziger Jahren einen offenen 10/30 Benz Sportkarosserie in himmelblauer (damals waren, wie wohl erinnerlich, die Wagen alle dunkel lackiert) Lackierung fuhr. Ihr letzter Wagen bis 1939 war wieder ein Opel.«

Drei Jahre lang leistet das erste Auto dem Arztehepaar treue Dienste, dann bricht der Krieg aus. Dr. Reimer wird gleich als Oberstabsarzt eingezogen, und sogleich erfolgt auch die »Einberufung« für seine Frau. Wie kommt es dazu? Ein Chauffeur wird gesucht, und zwar für den Offizier, der die Wachtposten an der Bahnstrecke Insterburg—Königsberg zu kontrollieren hat. Ein Auto steht ihm zwar zur Verfügung, aber er selbst kann nicht fahren, und männliche Kraftfahrer sind rar. »Der arme Mann hatte die Posten auf der Strecke Königsberg bis Insterburg — das sind ca. 80 Kilometer — einzurichten«, schreibt Annemarie Reimer über diese entscheidenden Tage. »Da hatte ich wieder Glück [...]. Unser Landrat Weber fragte, ob ich bereit wäre, den Leutnant Lackner zu fahren. Ohne lange zu überlegen, sagte ich freudigen Herzens zu, den Offizier am ersten Mobilmachungstag morgens abzuholen, nachdem ich meinen Mann [...] nach Königsberg gebracht hätte.«

»Freudigen Herzens« sagt sie zu — ist sie von jener Begeisterung erfaßt, die den Kriegsbeginn begleitet haben soll? Die Königsberger Künstlerin Käthe Kollwitz hält eine andere Stimmung in ihrem Tagebuch fest: »Sonabend am 1. August 1914 kamen wir von Königsberg hier auf dem Friedrichsbahnhof an. Auf dem Schlesischen Bahnhof erfuhren wir die Ermordung von Jaurés. Während Karl nach dem Gepäck suchte, ging ich in das Café Monopol. Die Aufregung. Wir fuhrten nach Haus, dann kam Hans. Er war furchtbar aufgeregt, blaß und mager. Es sei mobil gemacht« (»Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken«. Käthe Kollwitz. Ein Leben in Selbstzeugnissen. Wiesbaden 1988, S. 181).

Annemarie Reimer sieht den »Heeresdienst« zunächst als Dienst am Vaterland, und den bejaht sie vollkommen. »Wie froh war ich, wirklich mit etwas, was ich konnte, richtig beherrschte, meinem Vaterlande dienen zu können. Als Krankenpflegerin wäre ich, glaube ich, restlos ungeeignet gewesen.«

Ihr Bericht über ihren abenteuerlichen und für eine Frau so ungewöhnlichen Einsatz ist zugleich eine Darstellung des ostpreußischen Stellungskrieges. Die Strapazen sind nicht zu unterschätzen. »Ganz einfach war der Dienst nicht. Ohne besonderes Training täglich 12—14 Stunden, nur mit kurzen Essensunterbrechungen, am Steuer, war anstrengend«, gibt sie selbst zu. Als Leutnant Lackner seine Posten eingerichtet hat, wird Annemarie Reimer weiter »verwendet«. »Als mein Leutnant seinen Dienst hier beendet hatte, wurde ich von der Landsturmkompanie Tapiau übernommen und fuhr täglich mit dem reizenden alten Hauptmann Riebensahm die Posten auf der Bahnstrecke Tapiau—Königsberg. Dabei ging es oft über Äcker und Wiesen. Manch Drahtzaun wurde durchgeschnitten, um uns durch zu lassen, manch Graben wurde mit Brettern überlegt, damit wir darüberfahren konnten.«

Aus dem geplanten Feldeinsatz von acht Tagen werden schließlich acht Monate. Kraftfahrer werden dringend gebraucht. »Als am 24. August 1914 nach der Schlacht bei Gumbinnen unsere Truppen an die Deime-Pregel-Linie zurückgingen, traf ich in Tapiau den Bruder meiner Mutter, Generalleutnant Clausius. Er war Kommandeur der 9. Landw.-Brigade und sollte in Königsberg (Pr.) einen Festungsabschnitt übernehmen. Er 'requirierte' mich von meinem Hauptmann. Wir fuhrten nach Königsberg, wo meinem Onkel offiziell erlaubt wurde, mich als Kraftfahrer zu behalten. Als er dann Anfang September wieder die 9. Landwehr-Brigade übernahm, mußte ich mit ihm über Tapiau nach Labiau an der Deime entlangfahren. Unterwegs bekamen wir heftiges Artilleriefeuer. Wir hatten Glück, wenn es auch im Moment wie Pech aussah. Denke ich heute daran zurück, habe ich doch das Gefühl, Gottes gütige Hand war über uns.«

In jedem Fronteinsatz gibt es einzelne Abenteuer, Gefahren, Zufälle, die des Erzählens besonders wert sind. Auch Annemarie Reimer wählt eine solche Begebenheit aus. »Als die erste Granate einschlug, gut vorgehalten, 'wie auf der Hasenjagd', sagte mein Onkel, indem er sich seinen roten Generalskragen hochschlug, 'nun aber los'. Aber, wie ich Gas gebe, merke ich, daß die Düse verstopft ist und der Wagen nicht gut zieht. Die Russen waren aber, das merkte man an ihrem Verhalten, auf unsere schnelle Geschwindigkeit vorbereitet, und durch das plötzliche Stoppen lagen die Granaten zu weit vor uns. Da ich gottlob nicht zu halten brauchte und wir bald durch die Hecke eines großen Gutgartens gedeckt waren, streuten sie später, erfolglos, die Gegend ab. Ich konnte in Ruhe die Düse meines Vergasers reinigen und auch noch hinter dem schützenden Gutgarten [...] einen Plattfuß auswechseln.«

Besonders anschaulich aber schildert sie, was der Fronteinsatz ihr als Frau bringt. Privilegien oder Schonung gibt es nicht, auch von ihrem Onkel nicht, dafür aber eine Kameradschaft, die sie noch nach Jahren lobt. Sie wird voll anerkannt. Gleichberechtigung vollzieht sich durch die für alle gleiche Gefahr. Zu einer Belastung aber werden für sie die hygienischen und sanitären Mängel. »Waren wir in Gefechten, besonders von Anfang Oktober 1914 bis Mitte November 1914 und später während der Winterschlacht, gab's selten die Möglichkeit, unter einem Dach zu schlafen, oder gar sich zu waschen. Wasser gab's sehr wenig, die offenen Brunnen waren von den Russen häufig mit Tierkadavern verseucht, oder das Vorhandene langte kaum dazu aus, die Pferde zu tränken. Außerdem [...] die andern waren auch nicht gewaschen, und solche Reinlichkeit wäre nur aufgefallen. Schlimmer war es, nie allein zu sein und sich mal die Haare ordentlich kämmen zu können, einmal hatte ich dazu 14 Tage keine Gelegenheit, und es war entsetzlich, dauernd mit der Lederkappe auf dem Kopf zu sitzen.«

Dabei ergeben sich auch komische Situationen, die mit ostpreußischem Humor beschrieben werden. Der Anblick einer Damentoilette auf dem Bahnhof von Eydtkuhnen ruft bei Annemarie die Hoffnung hervor, sich waschen, kämmen und die Wäsche wechseln zu können. Doch als sie die Tür öffnet, steht sie vor einem Landsturmmann, und in für uns heimlichem Laut wird ihr der Zugang verwehrt: »Nei, Frau Dr., das ist nuscht vor Ihnen!« »Ent-

täuschung« und »Entsetzen« sind die Gefühle, die sie überkommen, doch am nächsten Tag wendet sich alles zum Guten: Der Landsturmmann hat die Toilette für sie sauber und benutzbar gemacht.

Verpflegung wird stets improvisiert, Schlafgelegenheiten auch. *»Auf den Märschen, während der Kämpfe machte die Quartierfrage merkwürdigerweise gar keine Schwierigkeiten. War kein Dach da, blieb man im Auto sitzen, das ja immer noch besser und trockener wie Schützengraben war. Außerdem, 'eiserne Portionen' hatten wir im Auto ja immer mit. Wenn man auch meistens, wenn die Truppe zum Sturmangriff ausschwärmte, das, was man hatte, noch verteilte. Aber irgendwo fand man mit dem Auto ja immer eine Feldküche, die einen Teller Suppe oder Topf Kaffee abgab. Ob es Tag oder Nacht war, war gleichgültig, jede freie Gelegenheit konnte ich ausnutzen und 'Vorrat schlafen' [...] ich saß ja an meinem Steuer sehr bequem.«*

Ganz so harmlos können die Strapazen allerdings nicht gewesen sein, denn Annemarie Reimer behält von ihrem achtmonatigen Feldeinsatz ein Herzasthma zurück. Sie selbst spielt zwar die Anstrengungen herunter, wenn sie auch zugibt, verschiedenartig beansprucht gewesen zu sein. *»Ich war ja nicht nur Kraftfahrer, sondern häufig Schreiber, Befehlsempfänger (besonders während der Gefechte), Kochfrau, Samariter und einmal auch während eines heftigen Gefechtes Telefonist, was mir besonders verantwortungsvoll erschien, denn ein falscher Buchstabe bei Angabe eines Ortes [...] konnte verhängnisvoll bei den in Ostpreußen oft gleichlautenden Namen sein.«*

Die positivste Erfahrung aus dieser Zeit ist die Kameradschaft, die sie erlebt und die nach Kriegsende andauert. Sie gehört eindeutig dazu, anerkannt aufgrund ihres uneingeschränkten Einsatzes. *»Das hohe Lied der Kameradschaft, ich durfte und darf es heute noch erfahren. Dieses Glück, das ich empfinde, wenn mir die Post Briefe meiner alten Kraftfahrer- oder Brigadekameraden vom Ldw.-Inf.-Rgt. 24 u. 48 bringt, oder wenn ich als Mitglied der Kameradschaften bei Versammlungen oder Festen dabei sein kann [...] darum kann mich die ganze Welt beneiden.«*

Einsatz aus Vaterlandsliebe — die Bereitschaft dazu teilt Annemarie Reimer mit einer ganzen Generation. Die Schrecken des Krieges, Blutvergießen und Menschenopfer, werden von ihr nicht geschildert. Indirekt aber deutet sie den Dienst der Krankenschwestern als schwerer und spricht besonders von den Belastungen der Mütter und Hausfrauen. *»Besonders die Hausfrauen und Mütter, die Schlange stehen und viele Mäulchen satt machen mußten, die habe ich im Krieg unendlich bewundert.«*

Eine Auseinandersetzung mit dem Sinn des Krieges suchen wir bei ihr vergeblich. Das Vaterland war in Bedrängnis, also setzte man sich ein mit seinen Fähigkeiten, seiner Gesundheit, ja sogar mit seinem Leben. Eine ganze Generation ging mit dieser Einstellung in den Tod. Käthe Kollwitz, sensibilisiert durch den Tod ihres Sohnes, versucht dieser Haltung gerecht zu werden. *»Es wird für ewig bestehen bleiben, daß das Leben in den Dienst einer Idee gestellt werden muß. Was aber ist in diesem Fall daraus gefolgt? Peter, Erich, Richard, alle stellten ihr Leben unter die Idee der Vaterlandsliebe. Dasselbe taten die englischen, die*

*russischen, die französischen Jünglinge. Die Folge war das Rasen gegeneinander, die Verarmung Europas am Allerschönsten. Ist also die Jugend in all diesen Ländern betrogen worden? [...] Ist es treulos gegen Dich, — Peter (ihr Sohn) —, daß ich nur noch den Wahnsinn jetzt sehen kann im Kriege?»* (Käthe Kollwitz, a.a.O., S. 184).

Käthe Kollwitz sieht in den Opfern dieses Krieges eine Verpflichtung für die Hinterbliebenen: daran mitzuarbeiten, daß dies der letzte Krieg sei. Aus ihren Worten spricht preußische Selbstdisziplin: kein Selbstmitleid, keine Klagen, auch nicht bei dem schwersten Verlust, sondern Würde und Pflicht sind verlangt. *»November 1915. Ich empfinde wieder ganz deutlich, wie nicht gehörig es für mich ist, über den Krieg zu klagen. Gewiß, ich weiß, wie er ist. Aber ich darf nicht klagen. Keiner, dem der liebste Mensch ging, wie Peter ging [...] Wir dürfen wahrhaftig weinen um Unsere, aber wir müssen würdige Erben sein. Wir dürfen auch gegen den Krieg sein. Wir dürfen mitarbeiten — müssen —, daß es der letzte sei. Aber dies weinerliche Klagen darf ich nicht mehr«* (Käthe Kollwitz, a.a.O., S. 182).

Annemarie Reimer kehrt zu ihren Pflichten als Arztfrau, Hausfrau und Landfrau zurück. Sie bewohnt ein Landhaus bei Tapiau, und außerdem besitzt die Familie das Gut Albrechtsheide, auf dem Annemarie Reimer ihre landwirtschaftlichen Interessen verwirklichen kann. Sie züchtet nämlich Hunde und Geflügel und betreibt eine eigene Imkerei. Ihr Einsatz gilt einer natürlichen, gesunden Lebensweise. Auch damit ist sie ihrer Zeit voraus. Die »Öko-Welle« oder »Bio-Kultur« gab es in Ostpreußen also schon vor Jahrzehnten.

Wie müssen wir uns die Persönlichkeit dieser ungewöhnlichen Frau vorstellen? Erika König geb. Brandes aus Königsberg, Jahrgang 1919, entwirft ein genaues Bild von ihr. Ihre Tante war eine Mitarbeiterin Dr. Reimers, und so lud das Ehepaar die Nichte verschiedentlich aufs Land ein. Kindliche Eindrücke von zugänglichen und entgegenkommenden Menschen lassen sich nun verwerten. Annemarie Reimer wird uns als hochgewachsene, breitschultrige und sehr sportliche Frau geschildert. *»Fast athletisch«* habe sie gewirkt. Ihr braunes Haar trug sie kurzgeschnitten, und graublau Augen blickten aus einem eher herben Gesicht.

Doch die Zeitzeugin nannte und nennt sie »Tante Annemarie«, was Rückschlüsse auf ein herzliches und kinderfreundliches Wesen erlaubt. Das Kind Erika lernte auf Gut Albrechtsheide reiten und bekam von »Tante Annemarie« ein Kanarienvogelpaar geschenkt, mit dem gezüchtet wurde. Für das Kind aus der Großstadt waren die Sommerferien bei Tapiau voller Erlebnisse: Die Hundezucht, Pferde, der selbsthergestellte Honig, das Ernten von Stachelbeeren und Johannesbeeren — alles das ist unvergeßlich geblieben. Besonders beeindruckte sie, so betont Erika König, das sehr komfortable Bad in dem Tapiauer Landhaus, das sogar ein Bidet hatte. Heute lassen sich daraus Rückschlüsse auf die Bewohner ziehen: Ein ausgeprägtes hygienisches Bewußtsein bestimmte den Arzthaushalt. Man halte diese Feststellung bitte nicht für überflüssig! Ausreichende sanitäre Anlagen waren auch nach dem Krieg noch jahrelang keine Selbstverständlichkeit!

Manche Eigenschaften Annemarie Reimers können erst heute von den Erwachsenen richtig eingeordnet werden, wenn Erika König sie auch als Kind genau beobachtete. Sie soll in allem sehr selbständig gewesen sein und ihren Standpunkt vertreten haben. Sie konnte auch unver-

blüht ihre Meinung sagen. Galt es etwas anzupacken und durchzuführen, war sie beherzt und energisch. Alles das paßt zum Charakter dieser Frau. Vor allem äußerte sie sehr moderne Ansichten über die Rolle der Frau. Sie verlangte die Berufstätigkeit der Frau, die ihr die Unabhängigkeit vom Mann ermöglicht. Damit mußte sie eigentlich in Konflikt mit dem nationalsozialistischen Frauenbild geraten.

Bis 1939 wohnt das Ehepaar Reimer in Tapiau und zieht von dort nach Karlsbad, wo Dr. Reimer als Kurarzt praktiziert. Die Wintermonate verlebt das Ehepaar stets in Ostpreußen. Am 31. März 1944 stirbt Dr. Reimer in Karlsbad. Die Schrecken des letzten Kriegsjahres und die Not der Nachkriegsjahre bleiben ihm erspart.

Seine Witwe aber erlebt die Schrecken der Flucht und Vertreibung, wenn auch nicht aus Ostpreußen. Aber der Einmarsch der Russen in Karlsbad bringt für sie eine Zeit der Entbehrungen und des Hungers. Sie erleidet dasselbe Schicksal wie ihre ostpreußischen Landsleute. Erst im September 1945 kommt sie, völlig ausgeplündert, nach Leipzig. Von dort aus zieht sie zu ihrer Tochter nach Arendsee in die Altmark. Ihr Gesundheitszustand ist besorgniserregend. Das Herzasthma, das sie sich in ihrem fast achmonatigen Fronteinsatz zugezogen hat, verschlimmert sich und bleibt ein akutes Leiden. Sie erholt sich noch einmal von den Strapazen der Flucht, doch sie bleibt geschwächt. Am 9. März 1948, einen Tag nach ihrem 60. Geburtstag, stirbt sie und liegt in Dobbrun, Kreis Osterburg Altmark (Sachsen-Anhalt), begraben.

Heute gehört der Führerschein zur Ausstattung der modernen Frau. Zu Annemarie Reimers Zeit war eine chauffierende Frau eine Seltenheit. Sie brauchte allerdings um die Erfüllung ihres Wunsches nach Auto und Führerschein nicht so hart zu kämpfen; äußere Umstände kamen ihr stets zu Hilfe, die sie, positiv eingestellt, als »Glück« bezeichnet. Ihre Couragiertheit aber ist auch heute noch bemerkenswert. Offiziere mußten ihre Tüchtigkeit und Tapferkeit loben, aber sie selbst spricht von ihren Leistungen mit einer burschikosen und auch wieder sehr preußischen Bescheidenheit. »Leider erhielt ich in letzter Zeit (1937) aus vielen Gegenden Deutschlands Zeitungsartikel, die aus mir ein 'Heldenweib' machen wollen [...] so ungefähr 'Auto unterm Leibe erschossen' usw. [...], nee, nee, gottlob kam ich aus den wirklichen Gefahren immer ungeschoren heraus.«

#### Benutzte Literatur

Kollwitz, Käthe: »Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken«. Ein Leben in Selbstzeugnissen. Hrsg. von Hans Kollwitz. Wiesbaden: Fourier-Verlag 1988, 10. Aufl.

Neumann, Dorothea, geb. Reimer: Briefwechsel (Privatbesitz).

Reimer, Annemarie: Unteroffizier Annemarie Reimer. Der einzige weibliche Kraftfahrer im deutschen Kriegsheer. In: »Kyffhäuser«, Nr. 12 vom 21. März 1937.

Wank, Christa: Daten zu Annemarie Reimer aus selbst zusammengestellter Kartei.



Anni Weynell

(geb. 1904)

Eine sensationelle Meldung hatte die Presse in Ostpreußen ihren Lesern im Mai 1928 zu bieten: Eine Landsmännin stellte einen neuen Weltrekord auf. In dem Zeitungsartikel wird sie zwar einmal als Breslauerin bezeichnet, weil ihr Erfolg in Breslau errungen wurde, aber ihre Herkunft aus Tapiau wird ebenso deutlich betont: Es handelt sich um die Schwimmerin Anni Weynell.

»Tapiau, den 21. Mai 1928

— Dauerschwimmerin Anni Weynell. Wie wir bereits unsern Lesern zur Kenntnis gebracht haben, hat Anni Weynell, Tochter des Fischereibesitzers Otto Weynell aus Fährkrug-Tapiau, den Weltrekord im Dauerschwimmen der Dänin Jansen mit einer Stunde geschlagen. Die Breslauer Zeitung berichtet darüber folgendes:

'Den Weltrekord im Dauerschwimmen brachte Sonntag nacht um 12 Uhr die Breslauer Turnerin Anni Weynell (W.T.B.) mit 25 Stunden Dauer an sich. Dank dem Entgegenkommen der Breslauer Hallenschwimmbad-Gesellschaft war es ihr ermöglicht worden, den Angriff auf den Dauerschwimm-Weltrekord der Damen zu wagen, den die Dänin Jansen mit 24 Stunden aufgestellt hatte.

Sie ging am Sonnabend abend 11 Uhr ins Wasser der Männerhalle des Hallenschwimmbades und vermochte 25 Stunden schwimmend darin auszuhalten. Sie stand unter strenger ärztlicher Kontrolle, sowie unter Aufsicht des Schwimmwarts des Turngaus Breslau, so daß ihre Leistung sportlich voll zu werten ist. Die erfolgreiche Breslauerin (!), die bereits das frische Haff durchquerte und die Insel Helgoland unschwamm, benutzte die Aufstellung dieses Dauerschwimmrekords als Vortraining für die Durchquerung des Ärmelkanals, an die sie — wenn es ihr die Mittel erlauben — Anfangs September herangehen will. Während der 25 Stunden ernährte sich Anni Weynell von Schokolade, Obst, Bonbons,

*Brötchen mit kaltem Fleisch und gekochten Eiern. Von Kameradinnen stundenweise auf ihrem langen Wege begleitet, den sie je nachdem in der Brust- oder Rückenlage zurücklegte, hatte Fräulein Anni Weynell nach 9 Stunden den ersten toten Punkt zu überwinden, wo sie Rückenschmerzen behelligten. Nach der 13. Stunde mußte warmes Wasser nachgefüllt werden, aber von der 14. Stunde an ging es dann ohne Zwischenfälle bis zum Schluß weiter. Die Tempi steigerten sich von 18 bis 30 in der Minute, wobei sie in den letzten Stunden mehr zog, denn durch die vermehrte Auskühlung des Körpers hatte sie instinktiv das Gefühl, sich durch schnellere Tempi zu erwärmen. Fast tausend Interessenten hatten sich im Laufe des Rekordschwimmens in der Halle eingefunden, und als am Sonntagabend 11 Uhr Gauschwimmwart Walter Osswitz die Erreichung des Rekords und dann um 12 Uhr die Aufstellung eines neuen 25stündigen Damenschwimmweltrekords verkündete, kargte die stark besetzte Halle nicht mit ihrem Beifall. Sehr frisch verließ Fräulein Weynell das Bassin, beglückwünscht durch ein dreifaches 'Gut Heil', das ihr von Turnwart Siegfried Schmitz ausgebracht wurde.» (aus: Turnerfamilie — Ostpreußen, Danzig, Westpreußen, Dezember 1987, S. 6)*

Zu diesem Zeitpunkt, im Mai 1928, ist Anni Weynell als Sportlerin bereits voll etabliert, aber der Weg dahin wird nicht leicht gewesen sein. Zu ihrer Zeit ist Sport für Frauen eine Ausnahme, und Anni Weynell muß in ihrer Jugend hart um die Erlaubnis kämpfen, Sport treiben zu dürfen. Sie stammt aus einer Fischerei-Familie, die zudem einen landwirtschaftlichen Betrieb besitzt. Alle Kinder müssen helfen, auch Anni. »Da mußte ich im Sommer erst einmal sieben Fuhren Heu abladen helfen, bevor ich zum Sport durfte.«

Aber Anni läßt sich nicht aufhalten. Sie lernt als kleines Mädchen schwimmen, indem sie ein paar Binsen zusammenbindet und in den Pregel steigt. Und rudern kann sie schon als Vierjährige, als ihr Vater ihr ein kleines Boot schenkt. Doch ein geordnetes Training ist nicht ohne weiteres möglich, wenn auch ihr Talent augenfällig wird. Sport bei Mädchen wird nicht gefördert, die Mutter ist auch nicht damit einverstanden, und allgemein herrscht die Auffassung, daß besonders Leistungssport nichts für Mädchen sei. Nun, wir befinden uns in der Zeit vor und während des Ersten Weltkrieges, und ein Mädchen, das 1904 geboren wurde, findet sich sicherlich einer Fülle von Vorurteilen gegenüber, wenn es ein so starkes sportliches Interesse entwickelt.

Turnvereine gab es zwar seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland, seit »Turnvater« Friedrich Ludwig Jahn im Jahre 1811 auf der Hasenheide in Berlin die erste öffentliche Turnanstalt errichtete. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts galt das Turnen allerdings als staatsgefährdend, denn man befürchtete von den Turnern ebenso wie von den Burschenschaften aufrührerische Bestrebungen, erst recht nach dem Wartburgfest 1817. Die restaurative Politik nach den Freiheitskriegen und nach der 48er Revolution sah die Turnerschaften nicht gern. Doch um 1900 hatte sich das Bild schon sehr gewandelt. »Unsere moderne Erziehung, wie der ganze Zuschnitt des 19. Jahrhunderts, legen den Schwerpunkt auf die Ausbildung der Fähigkeiten des Geistes, worüber diejenigen des Körpers oft in beinahe unverantwortlicher Weise vernachlässigt werden. Ganzen Geschlechtern gereicht dieser Mangel zum Schaden;

*denn eine harmonische Entwicklung des Individuums, wie der Gesamtheit, ist nur da möglich, wo der Ausbildung nach beiden Richtungen Rechnung getragen wird, wo es heißt, das eine thun und das andere nicht lassen. Mit Befriedigung begrüßen wir daher die frischere Strömung, welche auch dem Körper zu seinem Rechte verhelfen will, und gern reden wir allen denjenigen Dingen das Wort, die seiner kräftigen Entwicklung förderlich sind. Hierhin gehört in erster Linie das Turnen [...]«*, so heißt es in einem Anstandsbuch um 1900 (Die gute alte Zeit im Bild. Alltag im Kaiserreich 1871—1914 in Bildern und Zeugnissen präsentiert von Gert Richter. Bertelsmann Lexikon-Verlag, Gütersloh, Berlin, München, Wien 1974, S. 142).

Doch die Mädchen erreichte die »frischere Strömung« keineswegs so schnell. Als der Turnunterricht in den Schulen eingeführt wurde, kam er zunächst nur den Knaben zu; die Mädchen erhielten in der Zeit Handarbeitsunterricht. Gegen Mädchensport gab es gesundheitliche und mehr noch moralische Bedenken. »An sich läßt sich ja gegen eine Teilnahme des weiblichen Geschlechtes an solchen Übungen nichts einwenden, solange sie in jenen Grenzen bleiben, welche durch die Sorge für andere Seiten der Ausbildung und Vorbereitung für das Leben und vor allem durch die edler Weiblichkeit gezogenen Schranken festgesetzt sind [...]« (Die gute alte Zeit im Bild, a.a.O., S. 149). In »jenen Grenzen« gab es mit Sicherheit keinen Leistungssport, denn der hätte die »Schranken edler Weiblichkeit« bestimmt gesprengt. Anstrengender Sport, und dazu gehörte Radfahren und Rudern, galt als abträglich für die weibliche Gesundheit, da »wichtige innere Organe mit schweren Defekten bedroht« seien. Doch eine andere Nebenwirkung war vielleicht ebenso gefährlich: »Mädchen könnten sich nur zu leicht unpassende Redensarten oder gar Bewegungen angewöhnen, wie sie nun einmal bei 'forschen' oder 'schneidigen' jungen Männern gang und gäbe seien« (Die gute alte Zeit im Bild, a.a.O., S. 150). Und die weibliche Anmut war auch noch bedroht: »[...] aber auch die für das weibliche Geschlecht so nötige Leichtigkeit und Grazie des Körpers in Haltung und Bewegung leidet ernstlich, wenn einseitig nur Übungen betrieben werden, welche die Kraft entwickeln. Dadurch gewöhnt sich der Körper endlich an eine bequeme Haltung, der Gang und alle Bewegungen werden schwerfällig und entbehren des gefälligen Rhythmus in allen Teilen, der unbedingt das wesentlichste Requisite weiblicher Grazie ist!« (Die gute alte Zeit im Bild, a.a.O., S. 151/52)

Derart massiven Ängsten und Warnungen steht eine Anni Weynell gegenüber, wenn auch zu ihrer Zeit manches schon wieder abgebaut ist. Doch sie macht den Sport zu ihrem Lebensinhalt. Nicht nur ihre auch für heutige Maßstäbe spektakulären Leistungen wie das Durchschwimmen des Haffes oder das Umschwimmen von Helgoland, sondern auch die kleineren Erfolge sind bewundernswert, denn zu ihrer Zeit bedarf es dazu eines ungleich höheren Einsatzes. Ihren ersten Erfolg hat sie 1921; sie bekommt am 26. Juni 1921 ihre erste Ehrenurkunde beim Kreisspielfest in Wehlau, wo sie die 1. Siegerin wird. 1922 erfüllt sie die Bedingungen zum Reichssportabzeichen; sie erhält die Nummer 726. 1926 erwirbt sie den Lebensrettungsschein, wohl der segensreichste Erfolg ihres Sportlerlebens, denn sie hat 25 Menschen vor dem Tode des Ertrinkens gerettet.

Die erste Sensation ist das Umschwimmen der Insel Helgoland 1927. Warum läßt sich ein Mensch auf ein solches Wagnis ein? Man will die eigene Leistungsfähigkeit erproben, und man begibt sich in den Wettstreit mit den Elementen. Wer wird letztlich siegen, der Mensch oder die Natur? Ohne jedes Training nimmt Anni Weynell diesen Wettkampf auf. Herbert Neumann berichtet in einem Artikel in der FAZ von diesem grandiosen Ereignis. »*Fräulein Weynell aus Königsberg wird morgen als erste Deutsche versuchen, Helgoland zu umschwimmen*«, verkündete am 18. Juli 1927 der Ausrufer auf der Insel. An diesem Tag war die Nordsee spiegelglatt. Als Anni Weynell um 2.30 Uhr morgens ins Wasser stieg, herrschte Windstärke sieben. Den zwei Reportern, die sie im Boot begleiteten, wurde bei dem hohen Wellengang übel« (Herbert Neumann, Sportliches Vorbild und Wegbereiterin: Anni Weynell — mit 80 noch ein Beispiel!, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. Mai 1985). Fahrten nach Helgoland sind bis heute ein beliebtes Abenteuer. Das Umsteigen auf Boote, die den Besucher vom Dampfer zur Insel bringen, ist stets mit angenehmen Schauern verbunden. Aber ein kräftiger Wellengang kann auch in den großen Ausflugschiffen unangenehme Seekrankheit hervorrufen. Wie es den beiden Reportern ergangen ist, veranschaulicht die Ballade »Nis Randers« von Otto Ernst.

*»Boot oben, Boot unten, ein Höllentanz!  
Nun muß es zerschmettern ...! Nein, es blieb ganz!...  
Wie lange? Wie lange?«*

Und nicht genug, was Windstärke und Wellengang betrifft! Die Schwimmerin gerät in einen gefährlichen Sog und erlebt einen Temperatursturz. »*An einer Stelle des Rundkurses trafen drei verschiedene Wellenberge aufeinander und sackte die Wassertemperatur von 17 auf 13 Grad*« (Herbert Neumann, a.a.O.). Herz und Kreislauf müssen dadurch sehr belastet worden sein, Muskelkrämpfe und Unterkühlung können entstehen. Die Ballade schildert das Naturschauspiel so:

*»Mit feurigen Geißeln peitscht das Meer  
die menschenfressenden Rosse daher;  
die schnauben und schäumen.*

*Wie hechelnde Hast sie zusammenzwingt!  
Eins auf den Nacken des andern springt  
mit stampfenden Hufen!«*

Und die Schwimmerin hält durch und besiegt die »stampfenden und schnaubenden Wellenrosse«. »*Nach vier Stunden und acht Minuten war der schwierige Elf-Kilometer-Kurs geschafft*« (Herbert Neumann, a.a.O.).

Im selben Jahr nimmt Anni Weynell eine neue Groß-Leistung in Angriff. Im August 1927 durchschwimmt sie das Frische Haff. Auch das ist sensationell, denn sie ist die erste Frau, die dieses Unternehmen wagt, sie wählt die breiteste Stelle zwischen Pillau und Brandenburg, und sie schafft die zwanzig Kilometer lange Strecke in neun Stunden und 21 Minuten.

1928  
Am Sonnabend, den 12. Mai, 23 Uhr  
unternimmt  
**Fräulein Anni Weynell**  
im Breslauer Hallenschwimmbade  
den  
**Angriff auf den**  
**Weltrekord**  
im  
**Dauerschwimmen**  
**von 24 Stunden**

Eintrittskarten zum Preise von 0,60 Mk. gültig zum einmaligen Eintritt sind im Restaurant und an der Tageskasse des Breslauer Hallenschwimmbades zu haben.

*Einladungsplakat zum Versuch,  
den Weltrekord im Dauerschwimmen aufzustellen*

Nun wird klar, daß diese beiden großen Erfolge nur Vorübungen waren: Anni Weynell strebt einen neuen Weltrekord im Dauerschwimmen an. Er gelingt ihr im Mai 1928. Doch es gibt noch weitere Herausforderungen für die Schwimmerin. Das Deutsche Turnfest 1928 in Köln bietet die Möglichkeit, einen Rheinrekord aufzustellen. Anni Weynell schwimmt in 18 Stunden und 30 Minuten die Strecken von St. Goar nach Köln, die 130 Kilometer lang ist. Dabei ist die Konkurrenz groß. 2500 Teilnehmer und Teilnehmerinnen legen fast 2000 Kilometer zurück.

Im selben Jahr strebt Anni Weynell einen besonderen Höhepunkt ihrer Schwimm-Karriere an: die Durchquerung des Ärmelkanals. Bisher ist diese Leistung erst einer einzigen Frau gelungen, der Deutsch-Amerikanerin Gertrud Ederle. Doch diesmal steht das Unternehmen unter einem schlechten Stern. Der Wettergott macht einen Strich durch die Rechnung. Anni Weynell muß wochenlang warten, als sie im August 1928 starten will. Zwei Versuche werden wegen des schlechten Wetters abgebrochen. Das bringt ihr empfindliche finanzielle Einbußen, denn sie muß alles selbst bezahlen. Sie erzählt es selbst. *»Diese Versuche hatten mich fast 2000 Mark gekostet. Das war damals sehr viel Geld [...]. Ich mußte alles aus eigener Tasche zahlen. Meine kleine Erbschaft war damit fast verbraucht«* (Herbert Neumann, a.a.O.).

Doch 1931 geht der Wunsch in Erfüllung. Anni Weynell durchschwimmt den Kanal von Calais nach Dover in 8 Stunden und 3 Minuten. Sie ist die erste deutsche Frau, der diese Leistung gelungen ist. Wieder fragt man sich, wie ein Mensch so viel Beharrlichkeit, so viel Energie aufbringen kann. Wie wichtig muß das Ziel sein, das man so konsequent anstrebt, von dem man sich nicht durch Verzögerungen und finanzielle Einbußen abbringen läßt. Ostpreußische Beharrlichkeit wird hier erkennbar. Dafür gibt es reichlich Beispiele, bis hin zu der ebenso sprichwörtlichen Sturheit, die sich in der Erzählung von Siegfried Lenz *»Duell im kurzen Schafspelz«* in der Sammlung *»So zärtlich war Suleyken«* zeigt: Auf einem Waldweg treffen im tiefen masurischen Winter zwei Herren auf einem Schlitten, von einem Pferd gezogen, aufeinander. Keiner will zuerst zurücksetzen, um den anderen vorbei zu lassen, es geht um die eigene Stellung, schließlich um die Ehre des Heimatortes, zuletzt um das Prinzip schlechthin — und so bleiben die beiden stehen, im tiefen Schnee, Wochen, Monate, versorgt von ihren Angehörigen und Nachbarn, sich gegenseitig zum Ausharren ermutigend, und keiner setzt zurück, bis in alle Zukunft nicht. Was hier liebevoll-ironisch geschildert wird, ist andererseits der Antrieb mancher außergewöhnlichen Leistung, die die Großen Ostpreußens der Welt geschenkt haben. Anni Weynells Rekorde beweisen es.

Nicht nur dem Schwimmsport gilt jedoch Anni Weynells Interesse, wenn sie auch dort die ganz großen Erfolge erringt. Sie interessiert sich für alle Sportarten und versucht sich in ihnen. So betreibt sie auch Leichtathletik, Gymnastik, Wasserspringen, Schlittschuh- und Skilauf, Reiten, Segeln und Judo. Streckentauchen und Rudern sind weitere Disziplinen im Wassersport. Und 1936 erhält sie die Lizenz als Fußball-Schiedsrichterin. *»Tennis hätte sie auch gern gespielt, doch dafür reichten Geld und Zeit damals nicht aus«* (Herbert Neumann, a.a.O.).

1930 macht sie ihren Führerschein, auch das eine außergewöhnliche Leistung für eine Frau zu dieser Zeit. Mut beweist sie also auch auf technischem Gebiet, und einen Wagen zu fahren, was sie auch noch im Alter tut, ist durchaus ein Zeichen der Emanzipation.

Wie verläuft das Leben dieser ungewöhnlichen Frau? 1938 zieht Anni Weynell nach Frankfurt, wo sie als Schwimm- und Sportlehrerin tätig ist und lange Jahre die Frankfurter Frauenschwimmhalle leitet. Daneben nimmt sie an allen Deutschen Turnfesten teil. Der Krieg verschont auch sie nicht. Zwar erlebt sie nicht das Schicksal der Vertreibung wie ihre Landsleute, aber der Bombenkrieg wird ihr zum Verhängnis. Bei den Angriffen auf Frankfurt wird sie verschüttet. Nur ihre Fähigkeit, besonders lange die Luft anhalten zu können, rettet ihr das Leben. Sie kann entscheidend mithelfen, die Selbstbefreiung der Hausgemeinschaft zu organisieren, aber sie erleidet schwere Verletzungen. Mühsam muß sie wieder gehen lernen. Doch ihr Sportgeist ist ungebrochen. Sie nimmt weiterhin an Wettkämpfen teil. 1955 ist sie die einzige Frau beim 30-Kilometer-Stromschwimmen von Groß-Krotzenburg bis zum Eisernen Steg in Frankfurt. Sechs Männer starten mit ihr, drei kommen am Eisernen Steg an. Achteinhalb Stunden hat der Schwimm-Marathon gedauert. 1973 ist sie in Stuttgart erfolgreich. Mit 69 Jahren, also als Seniorin, startet sie beim Schwimm-Vierkampf für Ältere. Kraul- und Rückenschwimmen, Zehn-Meter-Tauchen und ein Sprung vom Ein-Meter-Brett sind die Disziplinen. In allen Sparten hat sie bereits vierzig Jahre vorher Erfolge errungen. *»1933 erhielt sie beim Deutschen Turnfest in Stuttgart acht Höchstleistungs-Urkunden. Sie wurde deutsche Meisterin im 100-Meter-Seitenschwimmen, 100-Meter-Brust- und 200-Meter-Lagenschwimmen. Das Streckentauchen über 40 Meter gewann sie in 33,8 Sekunden — alles an einem Tag«* (Herbert Neumann, FAZ, a.a.O.).

Zahlreiche Urkunden belegen die Erfolge dieses außergewöhnlichen Sportlerinnen-Lebens. Im Alter kommen noch besondere Ehrungen hinzu. 1979 erhält sie, inzwischen Ehrenmitglied beim Traditionsverein Breslau und im Deutschen Turnlehrerverband, den Ehrenbrief vom Deutschen Turnerverband und 1982 die Ehrennadel vom Deutschen Sportlehrerverband. 1983 erfolgt eine große Ehrung in Frankfurt. *»Beim Deutschen Turnfest 1983 in Frankfurt ehrte der Präsident des Deutschen Turnbundes, Willi Greite, die alte Dame unter anderem mit folgenden Bemerkungen: 'Alles verdient Bewunderung, doch zwei Tatsachen halte ich für besonders bemerkenswert: daß Anni Weynell von 1921 bis 1973, also 52 Jahre lang, erfolgreich an Wettkämpfen teilgenommen und daß sie 25 Menschen vor dem Tod des Ertrinkens gerettet hat. Hut ab, meine Herren. Es wäre ein Segen für den Sport, wenn der Geist, der Anni Weynell bewegt hat, lebendig bleiben würde'«* (Herbert Neumann, a.a.O.).

*»Der Geist, der Anni Weynell bewegt hat«* — was ist es für ein Geist? Mut und Selbstdisziplin, die die beachtlichen, sportlichen Erfolge ermöglicht haben, sind ein wichtiges Merkmal. Doch hier haben wir es darüber hinaus mit einer Frau zu tun, die sich dem Gemeinwohl verpflichtet fühlt. *»Ich bin noch mit zahlreichen Vereinen verbunden«*, sagt sie selbst, und ihre Sportkameraden danken ihr für tatkräftige und finanzielle Unterstützung. Ein Dankesbrief aus der ehemaligen DDR rührt besonders. *»Sehr verehrte, liebe Frau Weynell, zu den Teil-*

nehmern des Deutschen Turnfestes in West-Berlin gehörten meine Frau und ich; wir waren auch bei dem Treffen der Turnerinnen und Turner von Ostpreußen — Danzig — Westpreußen am 4. Juni [...] dabei, wo wir von Ihren aufsehenerregenden Schwimmleistungen hörten. — Und dann beschenkten Sie uns so reich, daß wir heute noch darüber ganz erstaunt und hochofren sind.

Natürlich haben wir Ihnen damals sehr herzlich gedankt und die Hand gedrückt, aber Ihr so großzügiges Verhalten uns Leuten aus dem Osten (DDR) gegenüber bewegt uns doch so, daß wir Ihnen unsern sehr herzlichen Dank nochmals und auch schriftlich aussprechen möchten [...]. Ihre sehr dankbaren Empfänger Ihrer hilfreichen Wohltat [...]« (aus: Turnerfamilie — Ostpreußen, Danzig, Westpreußen, Dezember 1987, S. 6).

Doch sollte wohl die größte Leistung Anni Weynells noch einmal erwähnt werden: die Rettung von Menschenleben. Angesichts der spektakulären, sportlichen Erfolge werden sie meist nur nebenbei erwähnt, die Menschen, die dieser Frau ihr Leben verdanken. Bereits mit acht Jahren, 1912, rettet sie ihren Bruder vor dem Ertrinken. Warum genügt nicht schon diese eine Tat, um dieses Mädchen als außergewöhnlich zu bezeichnen? Rettungstaten sind oft das Thema großer Dichtungen, aber auch da überwiegen die Männer. Sei es John Maynard in der gleichnamigen Fontane-Ballade, der sein Leben einsetzt, um die Passagiere auf seinem brennenden Schiff sicher ans Ufer zu bringen, sei es der oben erwähnte Nis Randers, der durch den tobenden Sturm fährt, um noch einen Mann aus dem untergehenden Schiff zu holen — die Männer sind als Retter in der Überzahl. Doch soll ihrer Tapferkeit mit der Dichtung ein ehrenvolles Denkmal gesetzt werden, für Taten, die nicht mit Gold aufzuwiegen sind. So heißt es in der Ballade »Das Lied vom braven Mann« von Gottfried August Bürger über den Bauern, der drei Menschen vor dem Ertrinken rettet:

»Wer solchen Muts sich rühmen kann,  
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.«

Die Ostpreußin Anni Weynell kann hohen Muts gerühmt werden, und sie steht dem braven Mann, von dem das Lied hoch klingen soll, in nichts nach. Ein großer Mensch kann auf ein außergewöhnliches Leben zurückblicken.

#### Benutzte Literatur

Deuter, Susanne: Als erste Deutsche durch den Ärmelkanal. Anni Weynell aus Tapiaw erschwamm sich in 52 Wettkampf-Jahren eine Menge Kränze und Medaillen. In: Ostpreußenblatt vom 15.6.1985, 24. Folge.

Neumann, Herbert: Sportliches Vorbild und Wegbereiterin: Anni Weynell — mit 80 noch ein Beispiel! In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. Mai 1985.

Richter, Gerd: Die gute alte Zeit im Bild. Alltag im Kaiserreich 1871—1914 in Bildern und Zeugnissen. Gütersloh, Berlin, München, Wien: Bertelsmann Lexikon-Verlag 1974.

Turnerfamilie — Ostpreußen, Danzig, Westpreußen. Dezember 1987.

#### Lied vom Meer

Uraltes Meer, —  
verlockende Farbskala ...  
So grün  
wie Frühlingslaub,  
so blau  
wie Lupinen,  
so golden  
wie frischer Seetang, —  
und weiße Wellenkämme, —  
so weiß  
wie die Haare  
des liebsten Menschen.  
Ich höre das Lied  
der Wellen und des Windes ...  
es singt  
mir von  
vergessener,  
erinnerungsloser  
Vergangenheit, —  
von  
fordernder,  
zerstörender  
Gegenwart, —  
singt von  
hoffender,  
wartender  
Zukunft ...

Uralte Meeremelodie!

(aus: Fensterglas. Zeitkritische Lyrik. Hannover 1988)

Das »Lied vom Meer« ist die Frucht einer lebenslangen Liebe zur See, die im ostpreußischen Cranz in Kinderzeiten geweckt wurde. Sabine Horn, Tochter aus gutbürgerlichem Königsberger Hause, verbrachte Sommermonate an der Ostsee, wie sie es selbst in ihren Lebenserinnerungen beschreibt. »In meiner frühen Kindheit verlebte ich mit der Pflegerin die Sommermonate an der Ostsee. Cranz lag nur etwa 30 Kilometer von Königsberg (Ostpreußen) entfernt. Der kleine Badeort hatte einen wunderschönen Strand. Manchmal spielte das Meer bunte Steine, Muscheln und Seetang ans Land. Man konnte so herrlich damit spielen und bauen, im Sand Kuchen backen oder graben. Wie liebte ich die weißen Möwen, den salzigen Wind, das Meer und den Sand, selbst die quabbligen, schillernden Qualen« (Sabine Horn, Ein Leben im Rollstuhl. Falk-Druck & Verlag, Ötigheim 1986, S. 11/12).



Sabine Horn

(1918–1994)

Das war in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts. Das Kind aus angesehener Familie, dessen Vater eine Apotheke besaß, erlebte die Landschaft seiner Heimat mit besonderer Intensität. »*Alles wollte ich kennenlernen, alles befühlen und anfassen. Ich schnitt mir an dem harten, messerscharfen Strandgras die kleinen, neugierigen Finger blutig, fiel auf die Nase, bekam Augen, Ohren und Mund voller Sand. Weinend stolperte ich zu meiner Pflegerin, die mich schnell mit den Worten tröstete, Sand reinige den Magen. Als kindliche Folgerung leckte ich an einem der nächsten Tage heimlich mit Absicht etwas Sand. Die Pflegerin bemerkte es, schalt mit mir, bis ich ihr erklärte, daß ich nur einen reinen Magen haben wollte*« (Sabine Horn, *Leben im Rollstuhl*, a.a.O., S. 12).

Das intelligente Kind setzt also die Worte der Erwachsenen folgerichtig um. Zugleich aber merkt auch der nicht-informierte Leser, daß dieses Kind mit besonderen Umständen fertigwerden muß: Es »stolpert«, und es braucht eine Pflegerin. Wer braucht eine Pflegerin? Ein kranker, ein behinderter Mensch. Dieses Schicksal wurde Sabine Horn mit ihrer Geburt auferlegt: Sie kam mit spastischen Lähmungen zur Welt, die sich durch eine schwere Kinderkrankheit verschlimmerten. Sie verbrachte ihr »Leben im Rollstuhl«, wie der Titel eines ihrer Bücher denn auch heißt, aber sie wurde Schriftstellerin, Lyrikerin vor allem. Daß Cranz die Liebe zum Meer erweckte und damit viele Gedichte zu einem Geschenk für uns alle werden ließ, wundert die Ostpreußen nicht, wissen wir doch von Agnes Miegel, wie sehr Cranz sie als Kind beeindruckte und bewegte.

*Agnes Miegel, Cranz*

*An dieser Bucht hab ich als Kind gespielt,  
Der Sand war sonndurchglüht und weich und warm.  
Geborgen wie in einer Greisin Arm  
Lag ich am Hang der Düne*

*Drunten hielt*

*Schnaubend der Brandung schäumendes Gespann.  
Auf flockig weiße Mähnen schien das Licht.  
Und manchmal sahn, mit triefendem Gesicht  
Grünäugig mich des Meeres Töchter an  
Und warfen Muscheln an den Strand und Tang  
Und duckten jäh mit schrillum Vogelschrei.  
Der feuchte Seewind strich an mir vorbei.  
Ich aber lag geborgen an dem Hang  
Der weißen Düne. In den Sand gekrallt  
So wie ein Kätzchen liegt im warmen Schoß.  
Und wohligh blinzeln und gedankenlos  
Spürt ich, sie wacht.*

*Heilig, vertraut, ural.*

(aus: Agnes Miegel, *Gesammelte Gedichte*. Diederichs Verlag, Jena, Düsseldorf 1936, S. 77)

Agnes Miegel wird zu einer wichtigen Begegnung für Sabine Horn. Sie wird aufmerksam auf dieses Kind »mit den klugen Augen«, das in einem Wagen gefahren wird. Sabine Horn hat für die Bekanntschaft allerdings tatkräftig selbst gesorgt. »*Als ich etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, erfuhr ich durch einen Zufall, daß die bekannte Dichterin Agnes Miegel in Königsberg in der Hornstraße wohnte. Diese Straße war nach meinem Ur-Ur-Großvater, dem ehemaligen Oberbürgermeister der Stadt, benannt worden. Ich schrieb an Agnes Miegel. Eine Spielkameradin brachte den Brief für mich zur Post. Das Erstaunen meiner Umgebung war groß, als wenige Tage später ein Brief für mich kam. Absender: Agnes Miegel, Königsberg, Hornstraße 7. Später hat sie uns mehrfach besucht und stand gern vor den Ölbildern meiner Vorfahren. Bei einem dieser Besuche erzählte sie meiner Mutter, daß sie mich schon viele Jahre von ihren Spaziergängen her kannte und sich manchmal gefragt hätte, wer wohl dieses Kind mit den klugen Augen und dem schönen, klaren, durchdringenden Blick sei. Meine Pflegerin fuhr mich fast täglich in einem sogenannten 'Sportwagen' aus, der einem Kinderwagen für ältere Kinder vergleichbar ist und durch den ich Agnes Miegel wahrscheinlich außerdem aufgefallen bin. Ich selbst erinnere mich noch gut an die große, stattliche Frau mit den herben Gesichtszügen*« (Sabine Horn, *Ein Leben im Rollstuhl*, a.a.O., S. 13/14).

Die Begegnung mit Agnes Miegel ist eine Episode aus Sabine Horns mitunter schon abenteuerlichem Leben. Sie schildert es selbst, und bei ihren Dichterlesungen stellen die Zuhörer stets viele Fragen. Wie war der Schulbesuch? Wie war das Leben während des Nationalsozialismus? Wie gelang die Flucht? Die beiden Bücher »*Ein Leben im Rollstuhl*« und »*Begegnungen einer Rollstuhlfahrerin mit ihrer Umwelt*« geben erschöpfend Auskunft. Das behinderte Kind bekommt, seiner Begabung gemäß, gezielten Privatunterricht. Die Vermögenslage der Familie erlaubt es. »*Täglich hatte ich vier bis fünf Stunden hinter mich zu bringen, in denen staatlich geprüfte Lehrkräfte mich unterrichteten, mich in allem Wissenswerten unterwiesen. Als Fremdsprachen bekam ich Englisch, Französisch und Latein. Aus der Unterprima in die Oberprima rutschte ich unter anderem durch eine Arbeit über Goethes 'Faust II'.* Dann machte ich vor dem Stadtschulrat und einigen Direktoren als Siebzehnjährige das Abitur« (Sabine Horn, *Ein Leben im Rollstuhl*, a.a.O., S. 13).

Schon während ihrer Schulzeit und nach dem Abitur schreibt Sabine Horn: Kurzgeschichten, Hörspiele, erste Gedichte. Ihre Texte erscheinen in Zeitungen und Zeitschriften, ihre Hörspiele werden im Reichssender Königsberg gesendet. Ihre schriftstellerische Tätigkeit ist es auch, die ihr den Zugang zum BDM (Bund Deutscher Mädel) ermöglicht, was bei ihrer Körperbehinderung sonst kaum erklärlich wäre. Ironisch schreibt sie: »*Dieser Hort für das Idealbild 'Deutsche Frau' fand überraschenderweise Verwendung für mich [...]. Durch meine lyrischen Texte und humoristischen Kurzgeschichten, die in den Tageszeitungen erschienen, war der Leiter unserer Ortsgruppe auf mich aufmerksam geworden und warb mich für den 'BDM'. Ich war über diese Einladung so überrascht und erfreut, daß ich ohne viel nachzudenken zusagte*« (Sabine Horn, *Begegnungen einer Rollstuhlfahrerin mit ihrer Umwelt*. Falk-Druck & Verlag, Ötigheim 1988, S. 62). Die Eltern ermöglichen Gruppentref-

fen im eigenen Haus, Sabine Horn schreibt »ein dreistrophiges Gedicht [...], in dem ich den damaligen Rummel um Blut und Boden verherrlichte«, »auf ausdrücklichen Wunsch unserer 'BDM'-Führerin« (a.a.O., S. 63), und so geht die Bedrohung durch die nationalsozialistische Ideologie an ihr vorüber.

Doch der Krieg schlägt zu. Bei dem Bombenangriff auf Königsberg im August 1944 geht das Haus der Familie in Flammen auf. Die Familie selbst konnte rechtzeitig entkommen und zieht in eine Villa am Stadtwald, in die auch Sabine Horns ausgebombte Schwester mit fünf kleinen Kindern kommt. Die Zeichen über Ostpreußen werden immer bedrohlicher, und so beschließt die Familie, »nach Westen« zu ziehen. Das Ziel ist das Pfarrhaus in Tonnin auf der Insel Wollin, denn die Pfarrersfrau war die Schulfreundin von Sabine Horns Schwester. Mit dem Rest der Habe, die aus den Flammen gerettet worden ist, Silber, ein Teil der Bücher, Betten, Wäsche und vor allem mit der Schreibmaschine geht es nach Pommern.

Die Schreibmaschine ist für Sabine Horn mehr als ein Gebrauchsgegenstand. Durch die spastische Lähmung kann sie nicht mit der Hand schreiben. Eine Autorin, die nicht schreiben kann — eine bittere Episode erzählt sie, als in ihrem Personalausweis plötzlich der Vermerk »ist schreibunfähig« auftaucht. Die Behörde rechtfertigt sich: Es laute »schreibunfähig« und nicht »schreibunkundig« und sei deshalb korrekt, aber ihre verletzten Gefühle sind wohl nachzuempfinden. Ihre Schreibmaschine ist ihr Ausdrucksmittel, ihre Verbindung zur Welt, ihre Möglichkeit, sich vernehmbar zu machen. Daß die Schreibmaschine die Flucht überstand, ist ein besonderes Zeichen.

Doch kommt für die Familie Horn ein schlimmerer Fluchtabschnitt, als im März 1945 Wollin geräumt wird. Der Rest des aus Königsberg geretteten Eigentums bleibt zurück, und im Treck und dann im Flüchtlingszug geht es weiter westwärts. Sabine Horn wird im Rollstuhl transportiert. In Swinemünde gerät der Zug in einen Bombenangriff, nach Tagen geht es weiter, immer wieder von Tieffliegern angegriffen, bis der Zug in Neuenkirchen bei Osnabrück hält. Die Flüchtlinge werden bei Bauern untergebracht. Ihr Elend ist noch lange nicht zu Ende, aber sie haben überlebt. »Es gehört ohnehin zu den kleinen oder großen Wundern«, schreibt Sabine Horn, »die uns Menschen so oft gar nicht bewußt werden, daß wir in ausichtslos scheinenden Situationen oder Gefahren, die wir nicht erkennen, verschont werden [...]. Noch jetzt, Jahrzehnte danach, wird es mir immer wieder deutlich, daß solch ein 'heiles Davonkommen' bzw. Behütetwerden unserem Verstande unerklärlich ist und über menschliches Begreifen hinausgeht« (Sabine Horn, Ein Leben im Rollstuhl, a.a.O., S. 21).

Doch der schwerste Schicksalsschlag kommt für sie mit dem plötzlichen Tode ihrer Pflegerin, die eines Morgens nicht mehr aufwacht. »Durch ihre ständige Gegenwart und liebevolle Betreuung hatte sie in meinem Dasein eine unentbehrliche Rolle übernommen« (Sabine Horn, Ein Leben im Rollstuhl, a.a.O., S. 22). Nun ist für die notwendige Dauerpflege niemand mehr da, und das bedeutet für Sabine Horn: das Heim. Wieder geht sie mit Tatkraft an die neue Aufgabe heran, schreibt an ein empfohlenes Heim und bekommt die Aufnahmebestätigung. Nun beginnt für sie ein neuer und durchaus nicht leichter Lebensabschnitt. Ihr Vater fordert sie mit den Worten: »Du kannst, du sollst und du mußt!« zu einer sehr preußi-

schen Haltung der Selbstdisziplin, der Willenskraft und des Sich-Arrangierens mit den Gegebenheiten auf.

Der größte Teil dieses außergewöhnlichen Lebens spielt sich in einem Behindertenheim ab. Der Gesunde wird sich kaum selbst einen Einblick in ein solches Heimleben verschaffen können, denn auch als Beobachter oder Besucher, vielleicht sogar als Mitarbeiter wird er nicht ganz ermessen können, was ein solches Leben für die Betroffenen bedeutet. Es ist deshalb das Verdienst von Frauen wie Sabine Horn, die anderen, die Gesunden für das Empfinden der Behinderten zu sensibilisieren. Sie schafft es mit ihrer schriftstellerischen Begabung, aber mehr noch mit ihrem Mut, die Schwierigkeiten und Probleme offen darzulegen.

Es spricht die praktische und realitätsbezogene Ostpreußin, wenn sie ihren Alltag mit seinen Hindernissen schildert. Der Elektrorollstuhl war die segensreichste Erfindung, denn er sichert den Körperbehinderten die Mobilität. So kann sich Sabine Horn auch mit Hilfe dieses Rollstuhls allein bewegen, Ausfahrten und Einkäufe machen. Doch es gab für sie manche schwierige Situation, wenn der Strom ausfiel und sie irgendwo in freier Natur auf Hilfe warten mußte. Belastend ist auch die Abhängigkeit von anderen Menschen bei den kleinsten Vorrichtungen. So wird ein Regenschauer unterwegs zum Verhängnis, denn die Rollstuhlfahrerin kann sich nicht mit einem Schirm schützen, kommt völlig durchnäßt im Heim an, wo aber im Moment niemand Zeit hat, sie abzutrocknen und umzuziehen. Das ersehnte Einzelzimmer kann nach 31 Jahren Heimaufenthalt endlich bezogen werden, aber viele Hilfeleistungen anderer sind nötig. »Es dauerte aber wochenlang, bis alles seinen Platz hatte, der etwa meinen Vorstellungen entsprach, denn ich selber konnte durch meine schwere körperliche Behinderung keinen Handschlag dabei tun, hatte aber von Anfang an in meinem Gehirn eine recht genaue Vorstellung, wie das Zimmer letztlich aussehen sollte. Ich mußte immer hilfreiche Hände beanspruchen, und wie nervig eine solche Situation sein kann, ist für einen körperlich gesunden Menschen wohl kaum nachvollziehbar« (Sabine Horn, Begegnungen einer Rollstuhlfahrerin ..., a.a.O., S. 9).

Welche/r Pfleger/in kommt, wenn sich ein menschliches Bedürfnis anmeldet? Wird das Abendessen mit freundlichen Worten oder mit mürrischem Gesicht gebracht? Darf man um die Zusatzarbeit bitten, den Kühlschrank abzutauen? Es muß etwas weggeräumt, hervorgeholt, besorgt, geschrieben werden — und immer ist eine Bitte damit verbunden. Kann sich ein Gesunder das wirklich vorstellen? Und weiß man wirklich um die Bedürfnisse und Gefühle der Mitmenschen?

Neugierige Blicke, taktlose Fragen, unbedachte Bemerkungen gehören zu den täglichen Erfahrungen. Aufdringliches Mitleid kann ebenso verletzen wie Gleichgültigkeit oder Ablehnung. Die krasseste Erfahrung machte Sabine Horn in einem Restaurant, in dem man sie nicht bedienen wollte. Dabei wollen Körperbehinderte als Mitbürger, als Partner anerkannt werden. Dazu gehören zunächst einmal Aufklärung über die Krankheiten, Kenntnisse der Hilfsmittel der Behinderten, Informationen über ihre Lebensbedingungen. Wichtiger aber ist die Bereitschaft, trotz der Körperbehinderung normale Wünsche, individuelle Interessen und menschliche Schwächen zu erkennen und zu akzeptieren. Beide Seiten, die Betroffenen und

die »anderen«, sollten das versuchen. Sabine Horns eindringlicher Appell kann nicht ungehört bleiben.

*Hör' bitte zu!*

*Zwischen uns ein breiter Graben ...  
hilf mir eine Brücke bauen ...*

*Warum?*

*Deine Hände  
und Füße  
sind gesund,  
du kannst kommen  
und auch wieder gehen,  
kannst mit deinen Händen  
Blumen pflücken,  
kannst mit deinen Fingern  
Blätter und Blüten  
anfassen und empfinden.*

*Hilf mir eine Brücke bauen ...*

*Warum?*

*Ich kann mit meinen Füßen  
nicht kommen und gehen,  
kann nicht tanzen  
und springen. ———*

*Denn — ich — bin körperbehindert. ———*

*Meine Hände  
sind verkrampft  
und ungeschickt  
oder  
die Finger  
lahm  
und oft sehr schwach, ———  
sie können dir  
keine Zuneigung geben.*

*Zwischen uns ein breiter Graben ...*

*Vielfache Vorurteile,  
unzählige Hindernisse,  
hilf mir eine Brücke bauen ...*

*Auch ich bin ein Mensch  
und liebe das Leben ...*

*Laß uns eine Brücke bauen.*

(aus: Begegnungen einer Rollstuhlfahrerin ..., a.a.O., S. 20)

Welche Wünsche hat ein Mensch, der das Leben liebt? Wir erfahren es von Sabine Horn sehr genau. Er wünscht sich einen privaten, harmonischen Bereich. Die Unterbringung der Behinderten in Heimen entsprach diesem Wunsch lange nicht. Schlafsäle, große Gemeinschaftsräume, bestenfalls Zweierzimmer lernte Sabine Horn kennen, belastet mit menschlichen Spannungen, die schon unter weniger schwierigen Umständen nicht ausbleiben würden. Erst in den letzten Jahren gibt es Wohngemeinschaften oder auch Heime, in denen die Bewohner ihren Bereich individuell ausgestalten können. Sabine Horn lebt in einem solchen kleinen, lange ersehnten Apartment, das ihre Prägung trägt. Bücher, Schreibereien, Tierbilder, persönliche Gegenstände, Andenken, wieder Tierfiguren, ein natürlich angelegtes Gärt-

chen zeigen dem Besucher: Hier lebt ein naturverbundener und geistig tätiger Mensch. Dabei ist sie ebenso ein Großstadtmensch, aufgewachsen in der schönen und lebendigen Stadt Königsberg, und ein Schaufensterbummel, Lichtreklame und vor allem Theater- und Konzertbesuche braucht sie wie jedes Großstadtkind. Wie alle Bundesbürger, fahren auch die Bewohner des Heimes gern in Urlaub. Es ist eine Erholung vom Heim-Alltag, und es ist die Begegnung mit anderen Landschaften und Städten. Es gibt behindertengerechte Ferenziele, und es sind viele praktische Probleme zu lösen, aber der Erholungs- und Bildungswert für die Teilnehmer lohnt alle Mühen. Sabine Horn liebt die See und die Kunst, ihre bevorzugten Ziele sind Ostseebäder und Nordseeinseln und Großstädte, besonders Berlin. Eine wahre Abenteuergeschichte ist eine Fahrt an die Ostsee nach Burg auf Fehmarn, die sie 1961 auf eigene Faust unternahm, um ihre geliebte Ostsee wiederzusehen, zu einem Zeitpunkt, als behindertengerechtes Reisen noch gar nicht durchorganisiert war. Der Leser wird immer wieder von neuem mit Spannung lesen, wie die »Ausreißerin«, so heißt auch das Kapitel, von der See gerufen wurde und unvorstellbare Strapazen auf sich nahm, um diese Sehnsucht zu erfüllen.

Welche Liebe zum Meer, welche Liebe zur Natur und zur ostpreußischen Heimat spricht aus den Gedichten, die Sabine Horn, sicherlich unter großen Anstrengungen, verfaßt hat. Die Ostpreußen verdanken ihr kleine Kunstwerke in ostpreußischer Mundart, die die Sprache und die ostpreußische Wesensart festhalten. Man lebte gern, und man liebte gern, auf eine verhaltene und doch innige Weise. Denken wir an Siegfried Lenz' masurische »Liebesgeschichte«, in der die Liebenden fast ohne Worte auskommen, nachdem Amor sie mit einer gewaltigen Axt getroffen hat. Auch in Sabine Horns Gedicht braucht man nicht viel zu sagen, besonders in der schönen Natur.

*De Lew*

*All wedder veele Bloomkes  
so scheen ön Blüte stahn,  
Marjellke, min Marjellke,  
lot ons spazieregahn.*

*Dat Hart hupft mi ver Freiden,  
wiel du nu bie mi best,  
on segg mi uk noah enmoal,  
dat du mi gerne hest.*

(aus: Sabine Horn, Eck wöll met di plachandern. Mundartliche Lyrik aus Ostpreußen. Hannover 1983, S. 7)

Ostpreußen und die Störche! Wie oft wurde er besungen und bedichtet, der Meister Adebar, der immer wieder den Frühling und die Hoffnung auf neues Leben mitbrachte. Nach dem kalten Winter im Osten wurde das Frühjahr mit besonderer Freude begrüßt.

*De Erde ward nu wedder green,  
de lange Winder, de es ut,  
on kleene blaue Lewerbloomkes,  
de stöcke her on doa all rut.*

*Dat Fröhjoahr kömmt*

*Op onsrem Dak, doa klappert all  
de lewe, gode Oadeboar,  
en kleen Marjellke kickt em to,  
de Wind, de fuchtelt dorch ehr Hoar.*

*So kickt on lachd se ömmerto,  
kriggt rode Backe ok doabie,  
nu rept se lut: »Herr Oadeboar,  
bring doch en Brooderke feer mi!«*

(aus: Sabine Horn, Eck wöll met di plachandern, a.a.O., S. 23)

Eine tiefe Naturverbundenheit zieht sich durch das lyrische Werk Sabine Horns. Immer wieder werden Wald und Meer, Tiere und Blumen zum Motiv. Die Jahreszeiten symbolisieren ihr den Kreislauf des Lebens, und aus allem Vergehen kommt ein neues Werden, aus jeder Dunkelheit ein neues Licht. Frühling und Sommer, so spürt der Leser, sind ihr eine besonders liebe Zeit, voller Licht, Sonne und Farben. Aber auch der Winter, der Kälte und Hunger für die Kreatur mit sich bringt, hat seine Feierlichkeit. Natur kann schön und bedrohlich sein, beim Menschen Freude und Wehmut hervorrufen. Die ostpreußische Lebens- und Sinnenfreude wird dadurch angesprochen, aber auch der Hang zur Melancholie, zur Schwermut, der in der gesamten ostpreußischen Kunst aufzufinden ist. Nehmen wir Lovis Corinth oder Agnes Miegel, Ernst Wiechert oder Käthe Kollwitz — bei allen paart sich das Wissen um die dunklen Seiten des Menschen mit dem Lebensmut und dem Humor. Sabine Horn zeigt dieselben Wesenszüge, vielleicht sogar noch ausgeprägter durch ihr individuelles Schicksal. Von Moll-Tönen scheint das Gedicht »Spätherbst an der Ostsee« geprägt:

*Trüber Novembertag  
bald schon erlischt,  
Woge zerbricht und zerbrach  
am Strande im Gischt.  
Dünensand jagt  
wie ein Tier gehetzt,  
Sturm in den Abend klagt  
und die Wolken zerfetzt.*

*Spätherbst an der Ostsee*

(aus: Sabine Horn, Fensterglas. Zeitkritische Lyrik. Hannover 1988, S. 25)

Schönheit und Erhabenheit vermittelt dagegen dieselbe Jahreszeit, selbst in den Merkmalen des Verfalls und des Vergehens.

*Wald  
im Spätherbst*

*Nun kommt die stille Zeit des Waldes,  
die feierlichste.  
Was ist alles Singen und Summen,  
Leuchten und Prangen  
gegen das Schweigen des Spätherbsttages!  
Gegen die stumme Sprache der entlaubten Äste.*

*Wie reckt jene Eiche  
ihre Arme in schwer gebändigter Kraft,  
als wäre eine ungeheure Bewegung  
jäh im Zwang erstarrt!  
Wie trauert am Bach  
die Birke um ihren Goldschmuck,  
den der Sturm einer Herbstnacht geraubt ...*

*Nun schweigt der Wind!  
Die weiche, dunkle Decke  
modernden Laubs und falben Mooses  
trinkt jedes Geräusch unserer Schritte.  
Wie aus hohen schmalen Fenstern fällt das  
Licht ein  
und läßt die glatten,  
hohen Stämme wie Säulen schimmern, —  
baut silberne Brücken zwischen Himmel und  
Erde, —  
Brücken der Verwandlung und Verklärung.*

(aus: Sabine Horn, Fensterglas, a.a.O., S. 23)

Die düsteren Seiten waren stets in Sabine Horns außergewöhnlichem Leben gegenwärtig. Da war vor allem ihre Krankheit, die sie in dem Gedicht »Parodie« ironisiert. Dem Leser bleibt jedoch das Lachen im Halse stecken, wenn er von den zehn kleinen Spastikern liest, denen es ähnlich ergeht wie den zehn kleinen Negerlein. Schonungslos spricht sie damit die Situation der Randgruppen an, ein Ton, den sich nur ein Betroffener, ein »Insider« leisten kann. Mit derselben Offenheit zeigen andere Texte, wie der Anblick eines Körperbehinderten auf den Gesunden wirkt. Doch auch die Zeitgeschehnisse ergriffen Sabine Horn, Krieg, Zerstörung, Flucht, Not. Das Kindergedicht von »Piepelchen und Püppelchen«, die über Land gehen, sich im Walde verirren und sehr traurig sind, wird bei dem aufmerksamen Leser der Erlebnisgeneration das Elend der vielen Kinder in Erinnerung rufen, die sich in Kriegszeiten allein auf den ungewissen Weg machten — und nicht, wie Piepelchen und Püppelchen, wieder nach Haus kamen. Auch die Not hat ihren Sinn, wenn er auch schwer zu erkennen ist, aber der Mensch erstarkt durch sie.

*Der Krieg*

*Kind, die Sterne gehen weit,  
du hast große Augen,  
frage nicht die ganze Zeit,  
was die Not kann taugen.*

*Vielleicht ist es das Allerbest',  
was die Not kann taugen,  
sie macht dir die Hände fest,  
macht dir große Augen.*

*Kaltes Haus und hartes Brot, —  
laß das Fragen gehen,  
einmal wirst du alle Not  
gut und recht verstehen.*

(aus: Sabine Horn, Fensterglas, a.a.O., S. 72)

Auch aktuelle Probleme werden aufgegriffen: Hektik der modernen Zeit, Unmenschlichkeit, Umweltsünden, Einsamkeit und unfreundliche Wohnwelten. Doch immer wieder fällt von neuem die Entscheidung für das Leben, für den persönlichen Einsatz, für Aktivität, Courage, Hinwendung zum Mitmenschen. Es klingt wie ein Vermächtnis von Sabine Horn, jedem ihrer Leser als Richtschnur zu dienen.

*Gib deine Liebe dieser Erde,  
und sie wird reicher durch dich sein,  
das Glück der gütigen Gebärde  
trägst du dann in die Welt hinein.*

*Du darfst nicht leer und trostlos leben,  
solang du unter Menschen bist,  
du sollst zum Licht die Augen heben,  
das über deinem Dasein ist.*

(aus: Sabine Horn, Fensterglas, a.a.O., S. 32)

Doch es geht nicht immer so »bierernst« zu; das würde gar nicht zu Sabine Horns Humor und Selbstironie passen. An anderer Stelle fühlt man sich bei ihr nämlich an ein Gedicht von Ludwig Bechstein erinnert: »Der Verdrießliche«. Weil er verdrießlich ist, dieser Verdrießliche, ärgert er sich über alles: Die Sonne ist zu hell, der Honig zu süß, der Winter zu kalt, der Sommer zu warm. Ja, sogar sein Schatten, der ihn verfolgt, ärgert ihn. Davor warnt Sabine Horn; sie warnt davor, zu muffeln:

*Du bist ein Lebensmuffel  
und muffelst in die Welt,  
das Muffeln ist dein Lebenszweck,  
dazu bist du bestellt.*

*Und muffelnd schaust du in den Tag,  
willst nie zufrieden sein,  
so muffelst du dich selber an,  
und muffelnd gehst du ein.*

(aus: Sabine Horn, Fensterglas, a.a.O., S. 48)

Vielen Körperbehinderten hat Sabine Horn neue Hoffnung und Hilfe gegeben. Eine reiche Korrespondenz und eine starke Nachfrage nach ihren Büchern zeugen davon. Ihre ehrenamtliche Mitarbeiterin Susanne Klaffenbach steht ihr bei den vielfältigen Aufgaben zur Seite: beantwortet Briefe, organisiert Lesungen, liest Sabine Horns Texte vor, führt Telefonate. Die Kontakte aus dem Rollstuhl mit der Außenwelt sind zahlreich. Doch auch die Gesunden lernen aus dem Beispiel dieser Frau. Ihre Tapferkeit kann zum Vorbild werden, vor allem da, wo ihr eigener innerer Kampf deutlich wird.

*Heute!*

*Laß mich, o Leben,  
nicht resignieren  
in den Realitäten  
meines Daseins. —  
Laß mich nicht abstumpfen  
in den  
Widerwärtigkeiten des Alltags.  
Laß mich nicht  
ungerecht und  
verschlossen  
werden  
für die  
Probleme  
anderer Menschen.*

*Laß mich, o Leben,  
nicht hart  
und gefühlserstarrt  
werden  
für mein  
Gegenüber.  
Laß mich, o Leben,  
offen sein  
für deine  
Vielfältigkeiten.*

(aus: Fensterglas, a.a.O., S. 51)

Bitterkeit wäre verzeihlich bei diesem Schicksal und diesen Lebensschwierigkeiten. Sabine Horn geht bewußt dagegen an. Ihre schmerzlichste Erfahrung, die Ablehnung durch ihre Mutter, die sich mit dem »Unglück«, ein behindertes Kind zu haben, nie abfinden konnte, arbeitet sie nur mühsam auf. Aber die Folgen, die die Psychologie für einen Menschen aufzeigt, der kein rechtes Ur-Vertrauen zur Mutter entwickeln kann, sind ihr offensichtlich erspart geblieben. Sie hat durchaus einen Platz, eine Heimat in der Welt gefunden und dieses Leben sehr lieben gelernt. Mit einer Ausdauer, die den Gesunden in Erstaunen versetzen muß, verschafft sie sich Gehör und macht auf sich und ihre Schicksalsgenossen aufmerksam. Wie kann ein Mensch solche Energien entwickeln? Woher kommen ihm solche seelischen und geistigen Kräfte? Wir können nur unsere Anerkennung aussprechen und noch mehr unsere Dankbarkeit für dieses differenzierte und sprachgewaltige schriftstellerische Werk. Die Ostpreußen sind fromme Leute, nicht immer kirchentreu, eigenwillig auch auf diesem Gebiet, mitunter mit leichtem Hang zum Heidnischen, aber doch von einer grundsätzlichen Gläubigkeit. Auch das spricht Sabine Horn in ostpreußischer Mundart aus, ein schlichtes, wohlthuendes Gottvertrauen.

*Em Oabend*

*Sonnke, Mond on Sternkes,  
de sind feer ons woll doa  
on seggen ons heer ömmer,  
ons Herrgott es ons noah.*

*Vergeßt, o Menscheninner,  
to keener Tied dat nie,  
de lewe Gott es ewig,  
weet ok om di on mi.*

(aus: Sabine Horn, *Eck wöll met di plachandern*, a.a.O., S. 26)

**Benutzte Literatur**

Horn, Sabine: *Eck wöll met di plachandern. Mundartliche Lyrik aus Ostpreußen*. Hannover 1983, 2. Aufl.

Horn, Sabine: *Ein Leben im Rollstuhl*. Ötigheim: Falk-Druck & Verlag 1986, 3. Aufl.

Horn, Sabine: *Begegnungen einer Rollstuhlfahrerin mit ihrer Umwelt. Reales und noch mehr*. Ötigheim: Falk-Druck & Verlag 1988, 2. Aufl.

Horn, Sabine: *Fensterglas. Zeitkritische Lyrik*. Hannover 1988, 2. Aufl.

Miegel, Agnes: *Gesammelte Gedichte*. Jena, Düsseldorf: Diederichs Verlag 1936.